

Kapitel 2:

Politik am Menschen: Biopolitik

2.1 Theorien zum Alltagsleben – eine Kritik

Der in Soziologie, Ethnologie, Sozialgeschichte und anderen Fächern benutzte Begriff Alltagsleben ist zu überdenken. Versuche, das Alltagsleben als das Gewöhnliche, sich Wiederholende, Triviale oder Banale zu bestimmen sind fragwürdig.¹ Das Alltagsleben umgibt Menschen nicht wie das Wasser den Fisch. In der westlichen Hohen Moderne wird Alltagsleben zunehmend durch human- und naturwissenschaftliches Wissen, Technologien und Verkehrssysteme, Regierungspolitik, Vorschul- und Schulsysteme und zahlreiche Ämter *reguliert*. Regulatoren und Regeln stoßen auf Zustimmung und auf Kritik, zuweilen auch auf Widerstand. In diktatorischen und faschistischen Regimen wird das Alltagsleben polizeilich und geheimdienstlich überwacht. Und selbst im sozialdemokratisch regierten Roten Wien, das sich doch als emanzipatorisch und demokratisch entwirft und auch als solches gelten kann, geraten bürgerliche Freiheiten und die Regulierung des Alltagslebens zuweilen aus der Balance. Kurz, die überkommene Vorstellung, das Alltagsleben sei eine *Gegenwelt* zu Staat und Politik, ist nicht haltbar.

Unmittelbar nach dem Ende faschistischer Herrschaft in Teilen Europas veröffentlicht der französische Soziologe Henri Lefebvre 1946 seine *Kritik des Alltagslebens*.² Hier und noch ausführlicher in seinem 1968 veröffentlichten Buch *Das Alltagsleben in der modernen Welt*³ stellt er die Dichotomie von Produktion und Reproduktion in Frage. Repro-

1 Norbert Elias, Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich, Michael Klein, Hg., Materialien zur Soziologie des Alltags, in Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20, Opladen 1978, 22–29.

2 Henri Lefebvre, Critique de la vie quotidienne, Bd. 1, 1946, Bd. 2, 1963, deutsch: Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit. Mit einem Nachwort zu dieser Ausgabe von Bernd Dewe, Wilfried Ferchhoff und Heinz Sünker, Frankfurt a.M. 1987. Dieser Text wurde schon 1945 verfasst und von Lefebvre später für »überholt« erklärt. An seiner Auffassung zu den hier interessierenden Fragen hat er aber in den späteren Bearbeitungen des Themas nicht viel geändert.

3 Henri Lefebvre, La vie quotidienne dans le monde moderne, Paris 1968; deutsch: Das Alltagsleben in der modernen Welt, Frankfurt a.M. 1972.

duktion sei die facettenreiche Arbeitsleistung der Menschen in ihrem Alltagsleben, und als solche konstitutiver Teil der Produktion im umfassenden Sinn, nicht deren Gegenstück.

»Die Produktion reduziert sich nicht auf die Herstellung von Produkten. Der Begriff bezeichnet einerseits [...] die ›geistige‹ Produktion, und andererseits die materielle Produktion, die Herstellung der Dinge. Er (der Begriff Produktion) bezeichnet auch die Produktion des ›menschlichen Seins‹ [...] im Laufe seiner historischen Entwicklung. Das impliziert die Produktion der *gesellschaftlichen Beziehungen*. Schließlich umfasst der Ausdruck (Produktion) im weitesten Sinne die *Reproduktion*. Es gibt nicht nur die biologische Reproduktion [...], sondern auch die materielle Reproduktion der zur Produktion notwendigen Werkzeuge, Instrumente und Techniken, und außerdem die Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse. [...] Wo geschieht diese Bewegung, diese Produktion, deren Begriff sich [...] derart multipliziert, dass er die Handlung über die Dinge und die menschlichen Wesen [...], die *Praxis* und die *Poiesis*, erfasst? [...] Diese Bewegung spielt sich *nicht* in den hohen Sphären der Gesellschaft ab: im Staat, in der Wissenschaft, in der ›Kultur‹. *Im täglichen Leben* liegt [...] das wirkliche Zentrum der Praxis.«⁴

Freilich ist daran nicht alles neu. Käthe Schirmacher trifft 1912 den entscheidenden Punkt vielleicht noch klarer, wenn sie die Unterscheidung von Produktion und Reproduktion mit heute wertkonservativ anmutenden Argumenten in Zweifel zieht.

»Gibt es endlich eine »produktivere Arbeit« als die der Mutter? Ist es nicht die Mutter, die ganz allein den Wert aller Werte, den denkenden und handelnden Wert aufbaut, den man ein Menschenwesen nennt? Ist es nicht die Mutter, die das Kind produziert, die die große nationale Industrie der Bevölkerung ausübt, von der das Bestehen der Menschheit abhängt? Und man wollte ihrer Tätigkeit den Charakter einer eminent produktiven Arbeit abstreiten? [...] Die Hausfrauen und Mütter arbeiten gegen Entgelt. Vom Hause fordern sie als Gegenleistung für die erwiesenen Dienste ihren Unterhalt, ihre Kost und Wohnung. Hausfrau und Mutter sein ist ihr »Brotverdienst«. Ich weiß, daß diese Auffassung manchen Leser chockieren wird. Man hat die Frage bisher nicht in diesem Lichte betrachtet, sie schwebte eingehüllt in eine Wolke phrasenreicher Sentimentalität.«⁵

Auf die seither nur noch fragwürdiger gewordene Trennung von produktiver und reproduktiver Arbeit komme ich in diesem Buch mehrmals zu sprechen. Lefebvres billigt den Bürger*innen weder als Individuen in ihrem je eigenen Lebensbereich noch in ihrer Gesamtheit die Macht zu, das Alltagsleben mit »mehr Humanität« auszustatten. Eine »humanistische« Gesellschaft müsse durch eine ihr äußerliche und autoritative Instanz,

4 Ebd., 48f.; meine Kursivierungen.

5 Käthe Schirmacher, *Die Frauenarbeit im Hause*, ihre ökonomische, rechtliche und soziale Wertung, 2. Auflage, Leipzig 1913, 8f. Zur ungewöhnlichen Laufbahn Schirmachers als Frauenrechtlerin, Politikerin und Schriftstellerin vgl. Johanna Gehmacher, Elisa Heinrich, Corinna Oesch, Käthe Schirmacher. Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik, Wien u.a. 2018.

durch Politik (gemeint ist wohl Regierungspolitik) hergestellt werden. Das ist eine spät-marxistische Position, die dem Denken der sozialdemokratischen Elite des Roten Wien ähnlich ist und eine solche Elite voraussetzt. Sie impliziert, dass Bürger*innen ohne politisches Mandat an Politik nur sehr beschränkt teilhaben. Dem steht eine inzwischen breit geführte Diskussion entgegen, die das Konzept der politischen Partizipation neu und anders denkt als die älteren Staats- und Politikwissenschaften. Alles ändert sich mit den Begriffen der Politik und des von ihr zu unterscheidenden Politischen, der Produktion und der Reproduktion. Sowohl der feministische Diskurs als auch eine derzeit noch minoritäre kulturpolitische Gruppe in der Politikwissenschaft⁶ denken Praktiken der Produktion und Reproduktion und mit ihnen das Alltagsleben als eine Gesamtheit, in der ein erheblicher Teil allen Handelns politisches Handeln im weitesten Sinne ist. In ihren vielfältigen Formen hat Arbeit, ob bezahlt oder nicht, sozial- und ökopolitische und sozialökonomische Implikationen und unterliegt daher politischen Regulativen. Kurzum, Lefébvres Argumentation bleibt zu abstrakt und vorempirisch, um die sich freilich verändernde *Einbettung* des Alltagslebens in die kapitalistische Produktionsweise und in die Regulative des modernen und hochmodernen Staates erklären zu können.

Noch gründlicher verfehlt die ungarische Philosophin Agnes Heller das Verhältnis von Alltagsleben, Politik, Kunst, Wirtschaft und Wissenschaft.⁷ Ein nicht näher bestimmtes Volk, von dem sich die Philosophin freilich ausnimmt, sehe die Welt verzerrt und partikularistisch, denke magisch und religiös und sei vollends der Pragmatik des (Über)Lebens unterworfen.⁸ Das Alltagsleben der Bürger*innen sei daher moralisch-ethisch und ästhetisch *geringwertig*.⁹ Wer »Erhabenes« hervorbringen wolle, müsse aus dem Alltagsleben »austreten« und hinaufsteigen in die Politik, in die Wissenschaft und in die Kunst.¹⁰ Eine ernsthafte humanwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Erzählungen gewöhnlicher Bürger*innen lohne sich nicht.

Mit dem Begriff des Erhabenen schließt Heller an die Tragödientheorie an, nach der Schauspieler oder Volkstribunen ein Publikum in Momente des Staunens, der Verstörung oder Bewunderung versetzen. Doch passt das Erhabene im klassischen Theater wirklich zur Politik und zum Alltagsleben der europäischen Moderne? Mit Goffman¹¹ spielen alle Theater: Regierende und Regierte, Arbeiter und Angestellte, gewählte Präsidenten und Diktatoren, Direktoren, Manager, Professoren, und selbst spätmarxistische Philosophinnen. Hätte das Erhabene im Alltagsleben *keinen Platz*, wären Wissenschaft, Philosophie, Politik und Kunst bedeutungslos.

Bei Georg Lukács, dem akademischen Lehrer von Agnes Heller, finde ich eine Formulierung, der ich eher zustimmen kann, auch wenn sie nicht mehr ist als eine Metapher,

6 Vgl. Sigrid Baringhorst, Mundo Yang, Katharina Witterhold, »Doing political culture« in Alltagspraktiken der Politisierung von Konsum. In: Wolfgang Bergem, Paula Diehl, Hans J. Lietzmann, Hg., Politische Kulturforschung reloaded. Neue Theorien, Methoden und Ergebnisse, Bielefeld 2019, 89–109.

7 Agnes Heller, Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion, herausgegeben von Hans Joas, Frankfurt a.M. 1981.

8 Ebd., 244.

9 Ebd., 258f.

10 Ebd., 106, 312f.

11 Ervin Goffman, Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 2003.

die benennt, was noch zu erklären ist. Zwischen dem Alltagsleben und den Wissenschaften, der Politik und den Künsten bestünden Brücken, Übergänge, Furten. Sie können und müssen von den menschlichen Akteuren, so lese ich Lukács, in beide Richtungen begangen werden. Die Menschen kehren demnach von ihren Ausflügen in Kunst, Wissenschaft und Politik immer wieder in ihr Alltagsleben zurück. Dabei verhalten sie sich, sagt Lukács, erstaunlich »elastisch«.¹² Viel mehr sagt er dazu nicht. Könnte es sein, dass diese »Ausflüge« Teil des Alltagslebens sind?

Und wie steht es um den Status des Alltagslebens in ökonomischen Theorien? Die kapitalistischen Märkte sind in sozialkulturelle Strukturen ihrer Produzenten und Konsumenten *eingebettet*, schreibt der österreichisch-ungarische Ökonom und Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi¹³ und wendet sich damit gegen die Formalisten der ökonomischen Theorie, die kapitalistische Märkte allein aus ihrer inneren Dynamik erklären wollen. Polanyis Bemerkung lässt aufhorchen, denn sie weist den menschlichen Akteuren Handlungsmacht im ökonomischen Marktgeschehen zu. Die Aussage lässt sich freilich auch umkehren: Als Produzenten und Konsumenten sind Bürger*innen in ihrem Alltagsleben in die kapitalistischen Märkte des Geldes und der Waren und Dienstleistungen, aber auch in die Regulative des Staates und der Kommunen eingebettet. Wie könnte Alltagsleben dann das Andere des Politischen, wie könnte es jemals unpolitisch sein?

In der Sozialgeschichte ist es vor allem Alf Lütke, der blinde Flecken der marxistischen Literatur im Bezug auf das Alltagsleben aufspürt und zur Debatte stellt.¹⁴ Er fragt nach sinnstiftenden Erfahrungen und Handlungsorientierungen der arbeitenden Menschen und entwickelt Elemente einer Theorie des Alltagslebens, der zufolge die Erwerbstätigen (Arbeiter, Angestellte, Techniker, Manager usw.) nicht nur Waren und Dienstleistungen produzieren, sondern auch sich selber als eine Produktionskraft produzieren und regenerieren, die die geforderten Leistungen erbringen kann und dafür Lohn, Gehalt und Anerkennung im Unternehmen erhält. Mit Lütke emanzipieren sich einige spät- und postmarxistische Autorinnen und Autoren aus der ökonomistischen Einführung des Historischen Materialismus. Axel Honneth plädiert in seiner normativen Theorie für die Anerkennung erwerbsarbeitender Menschen als politische Akteure, gegebenenfalls als Teilnehmer an freien, partizipativen Demokratien. Ihren Anspruch auf politische Freiheit und Partizipation geben sie nicht an der Portierloge ab.¹⁵

12 Georg Lukács knüpft, wie seine Schülerin Agnes Heller, an die frühen Texte der Pariser Manuskripte und an die Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx an. Vgl. Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik. Faksimile des Hand- und Arbeitsexemplars von Georg Lukács, Bielefeld 2023.

13 Karl Polanyi, The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, (1957), Wien 1977.

14 Vgl. Alf Lütke, Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen »proletarischen Bewusstseins« in der Entfaltung der Fabrikindustrie. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11. Herausgeben von H.-G. Backhaus u.a., Frankfurt a.M. 1978, 311–350. Alf Lütke, Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11, Frankfurt a.M. 1978, 311–350; ders. Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.

15 Axel Honneth, Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit, Berlin 2023.

So absurd und verhängnisvoll der Begriff ›Sozialfaschismus‹ der kommunistischen Internationale (Komintern) für das Rote Wien ist – die *Systemimmanenz* sozialdemokratischer Biopolitik ist offensichtlich. Ihre Leistung besteht darin, Menschen als Arbeitskräfte, Konsumenten und Bürger*innen gesünder, konkurrenzfähiger, arbeitsfähiger, disziplinierter, gebildeter, wissender zu machen. Damit wächst aber auch – Leninisten und Stalinisten scheint das zu ihrer Zeit kaum zu interessieren – ihre Fähigkeit und Bereitschaft, sich an der Politik der Gesellschaft zu beteiligen, zu allererst aus wachsender Sorge um sich selbst und ihre Angehörigen, sodann auch immer öfter, wenn auch gewiss nicht oft genug, aus Sorge um die Zukunft ihrer Kinder und der Welt. Eine Garantie dafür, von ihnen akzeptierte demokratische Prinzipien ein Leben lang beizubehalten, gibt es allerdings nicht.

In ihrer *Dialektik der Aufklärung*¹⁶ gelangen Adorno und Horkheimer zur Ansicht, die aus technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften entstehenden Befreiungspotenziale würden von der fortlaufenden Modernisierung der politischen Herrschaft und der Unterwerfung der Lohnabhängigen und Selbständigen unter die Dynamik des Konsumdrucks, die Beschleunigung der Arbeitsprozesse, die Verknappung von Zeit und durch wachsenden Stress sogleich wieder aufgesogen. Das ist wohl so. Die wachsende Zahl subdepressiver und ausgebrannter Menschen zeigt es. Menschen unterwerfen sich den Regulativen des Staates und der kapitalistischen Produktionsweise und haben in der Regel keine Wahl. Sie können aber auch emanzipatorische Potenziale der Modernisierung des Staates und der kapitalistischen Wirtschaftsweise für sich nutzen. In der Regel verlangt dies Entscheidungen, etwa das Elternhaus oder ein Unternehmen zu verlassen, eine neue Ausbildung zu beginnen, auf zu viele Flüge zu verzichten oder die Bahn zu nehmen, und vieles mehr. Solche politischen und ökopolitischen Entscheidungen zu treffen ist nicht nur die rationale Abwägung von Vor- und Nachteilen im Sinne der *rational choice theory*, die in der Volkswirtschaftslehre dominiert. Menschen haben Hoffnungen und Ängste, sie lösen sich aus intimen und paternalistischen Verpflichtungen, Loyalitäten und Bindungen und überwinden Widerstände. Dies erfordert nicht nur kognitive, sondern auch soziale, politische und psychische Lernprozesse.¹⁷ Die autobiographische Erzählung zeigt dies in unübertrefflicher Konkretheit und Vielfalt.

All dies gesagt, versuche ich an dieser Stelle eine vorläufige Definition des Alltagslebens als kulturelle Praxis. Es wird sich zeigen, wie weit sie trägt. Das Alltagsleben der Hohen Moderne ist ein intelligibles (vorstellbares) Feld der sozialkulturellen, sozialökonomischen, religiösen, spirituellen politischen, sexuellen und anderen Praktiken in ihrem Zusammenwirken. Im Lauf der Moderne und der Hohen Moderne sind sie immer mehr den Regulierungen des Staates, der Religionen und Kirchen, der pharmazeutischen Industrie und der öffentlichen und privaten Gesundheitsdienste, der kapitalistischen Unternehmen und der Bürokratien, aber auch der Selbstregulierung und Selbstdisziplin

16 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*. In: Max Horkheimer, *Gesammelte Schriften* Band 5: *Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940–1950*. Herausgegeben von Gunzelin Schmid Noerr, 1987, 4. Auflage Mai 2014.

17 Vgl. Gregory Bateson, *Die logischen Kategorien von Lernen und Kommunikation* (1964/1971). In: ders., *Ökologie des Geistes*. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, (1964) 5. Auflage, Frankfurt a.M. 1994, 362–399.

unterworfen. Die sehr verschiedenen Formen bezahlter und unbezahlter Arbeit zu koordinieren ist vielleicht die aufwändigste Aufgabe von allen. Regulierungen durch Staat und Gemeinde treten nicht selten mit bürgerlichen Rechten in Spannung. In der Auseinandersetzung darüber öffnen sich Perspektiven für eine soziale, kulturelle und politische Emanzipation des Subjekts – am ehesten in freien, partizipativen und liberalen Demokratien. Aber auch sie kommen – wie am Roten Wien zu zeigen sein wird – nicht ohne disziplinierende Regulative aus.

2.2 Das Rote Wien als Macht-Dispositiv

In seinem klassisch gewordenen Werk *Strukturwandel der Öffentlichkeit* und dem nicht minder wichtigen, jüngst erschienenen Band *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik* argumentiert Jürgen Habermas, »kommunikative Kompetenz« sei die Voraussetzung für die Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger am Diskurs der politischen Öffentlichkeit.¹⁸ Der ungehinderte Diskurs erzeuge allererst bürgerliche Öffentlichkeit. Sie ist also weder ahistorisch noch auf Dauer gesichert. Sie ist eine Bedingung der modernen Demokratie. Politische Partizipation setze überdies, so Habermas sinngemäß, demokratische Kontrolle der Massenmedien durch eine kritische Bürger-Gesellschaft voraus. Die Beherrschung der Massenmedien durch superreiche Eliten bedroht die bürgerliche Öffentlichkeit und somit auch die freie Demokratie.

Auch die sozialdemokratische Elite und der Autor der österreichischen Verfassung von 1920, Hans Kelsen, behaupten die bestmögliche politische Partizipation der Bürger*innen anzustreben. Sie meinen aber, die Fähigkeiten dazu seien durch Bildung, Erziehung und Zivilisierung allererst zu schaffen. Umso erstaunlicher finde ich, dass das Alltagsleben, in dem sich doch die soziale, kulturelle und kommunikative Kompetenz zur politischen Partizipation und der kritische Umgang mit Medien nur herausbilden können, so wenig beachtet wird. In zahlreichen Würdigungen des Roten Wien schwingt mit, dass es Menschen durch kommunalpolitische Leistungen erheblich besser gehe als zuvor. Doch sie werden meist nur als weitgehend passive Nutznießer der kommunalen Regierungspolitik gesehen. Ob sie und wie sie an Politik partizipieren, wird nicht gefragt. Damit schreibt sich der Paternalismus der Regierungspolitik noch in ihrer Rekonstruktion und Analyse weiter fort.

Von den offiziellen Zwecksetzungen und Verlautbarungen kommunaler Regierungspolitik ist nicht kurzerhand auf ihre Wirkungen auf die Bürger*innen zu schließen. Um diesen Kurzschluss zu vermeiden, ist es wichtig zu fragen, worum es sich bei der kommunalen Politik in einer Großstadt dem Grunde nach handelt. Michel Foucault ist einer der ersten europäischen Philosophen, der auf die eminente Wirksamkeit des Wissens und der Wissenschaften in modernen westlichen Gesellschaften hinweist. Der Umgang mit Wissen bestimmt auch eines seiner Konzepte, das des Macht-Dispositivs.

18 Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft (1962) Frankfurt a.M. 1990; ders., *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik*, Berlin 2022.

»Das, was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen [...]. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann. [...] Das Dispositiv ist also immer in ein *Machtspiel* eingeschrieben, doch immer auch an eine oder an mehrere *Wissensgrenzen* gebunden, die daraus hervorgehen, es aber genauso auch bedingen.«¹⁹

Menschen kommen in dieser Umschreibung nicht vor, weder als Subjekte noch als Objekte. Es fällt schwer, sich ein Macht-Dispositiv ohne Akteure mit ihren Neigungen, Ressourcen und Interessen, ihrer Psyche, ihrem Unbewussten und ihrem Habitus vorzustellen, ohne die unzähligen Machtspiele zwischen ihnen, in denen ihre Kompetenzen, ihr Wissen, ihre Irrtümer und Ressentiments allererst entstehen und wirksam werden. Kann Foucaults Dispositiv erweitert werden? Ich meine, dass dafür ein anderes Konzept Foucaults genutzt werden kann, das Konzept des Diskurses, des Hin- und Herlaufens der Rede, allerdings unter Einbeziehung der Personen, die sprechen, in ihren Interaktionen Aussagen treffen, die performativ sind und ihr Zusammenleben regulieren.

2.3 Interdiskursivität im Macht-Dispositiv

Im Macht-Dispositiv der Kommunalpolitik reden und handeln Politiker und führende Beamte der Stadtverwaltung, der politischen Opposition, Wissenschaftler*innen der Universitäten und Hochschulen, Professionelle des Gesundheits- und Fürsorgesystems und der Ämter der Stadtverwaltung und – nicht zuletzt – die Stadtbürger*innen. Berufen sie sich auf eine Verfassung, eine Regierung, ein Amt, eine politische Partei, eine Fakultät, eine Wissenschaft, eine Religion, eine Philosophie, eine Profession, *in deren Namen* sie sprechen, gewinnen sie in den sozialkulturellen Systemen, denen sie angehören, Wissensmacht und Autorität. Beides aber steht im eigentlichen Sinn des Wortes stets auf dem Spiel. Genau an der Kreuzung von Denken und Fühlen, Sprechen und Handeln bedarf Foucaults Dispositiv dringend der praxeologischen Erweiterung.²⁰

Dafür bestens geeignet ist, meine ich, die Kritische Diskursanalyse (CDA).²¹ Ihre Gründungsautoren²² gehen davon aus, dass Diskurse der Wissenschaften und der Professionen (etwa der Ärzte) sich auf politische Diskurse (etwa der Regierung und der Parteien), oder auf Diskurse der Bürger*innen beziehen, aber auch umgekehrt. Jürgen Link

19 Michel Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978, Neuauflage 2000, 119ff., meine Kursivierungen; dazu auch Gilles Deleuze, *Was ist ein Dispositiv?* In: *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, herausgegeben von François Ewald und Bernhard Waldenfels, Frankfurt a.M. 1991, 153–162.

20 Einführend: Andrea D. Bührmann, Werner Schneider, *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld 2008.

21 Vgl. Norman Fairclough, *Critical Discourse Analysis. The Critical Study of Language*, London 1995; ders., *Analysing Discourse. Textual Analysis for Social Research*, London 2003.

22 Jürgen Link, *Noch einmal: Diskurs. Interdiskurs. Macht*. In: *KultuRRévolution* 11 (1986) 4–7.

schlägt vor, den Wirkungszusammenhang zwischen den spezialisierten Wissens-Diskursen aller Art und dem Alltagsdiskurs als *Interdiskurs* zu bezeichnen. Es genüge nicht, die Aussagen miteinander zu konfrontieren. Es sei auch zu klären, wie die Diskurse einander rezipieren, voneinander lernen, einander ignorieren oder widersprechen. Deshalb lege ich die folgenden Kapitel dieses Buches so an, dass Diskurse der kommunalen Regierung und Verwaltung, der Wirtschaft und der Wissenschaften mit den Alltagsdiskursen der Bürgerinnen und Bürger und ihrer Kinder auf subjektive Bezugnahmen und objektive Effekte untersucht werden können.²³

Autobiographische Erzählungen sind vermutlich die beste Quelle, um Alltagsdiskurse der Bürger*innen aller Klassen, Geschlechter, sexuellen Orientierungen und Bildungsschichten zu untersuchen. Sie werden vorwiegend mündlich und seltener schriftlich ausgeführt. Das Sprechen über sich selbst erfolgt überwiegend face to face. Die wichtigsten Tropen des autobiographischen Denkens, Fühlens und Sprechens sind die Argumentation, das Erzählen signifikanter Veränderungen (*story*), die Beschreibung signifikanter Personen im nahen und weiteren Umfeld der sprechenden Person oder die Beschreibung eines relativ dauerhaften Zustands sowie die Bewertung des Inhalts der jeweiligen narrativen Sequenz, etwa die Evaluation eines eben erzählten Geschehens, einer beschriebenen Person, einer Lebensphase oder auch eines bald zu Ende gehenden Lebens.²⁴ Autobiographische Erzählungen sind an Anwesende und Abwesende, an Lebende und Tote adressiert. Oft sprechen die Erzähler*innen aber auch zu sich selbst, zu einem Selbst, das im autobiographischen Zeitraum ein Anderer war.²⁵ Die zahllosen Bezugnahmen auf die Aussagen und Handlungen Anderer zeigen, dass autobiographisches Erzählen nicht solipsistisch erfolgt. Foucaults Unterscheidung von Aussage und Äußerung gilt auch für autobiographisches Sprechen. Nicht jede Äußerung ist eine Aussage. Merkmal und Funktion der Aussage ist es, eine Zeit lang verbindlich, gültig und handlungsorientierend zu sein: für einen selbst und für Andere, mit denen man zu tun hat. Dazu ein konkretes Beispiel aus der folgenden Untersuchung.

Der Sohn eines Oberkondukteurs der Südbahngesellschaft beschreibt die abendliche Heimkehr des Vaters vom Dienst, der den Uniformmantel und die Dienstkappe an einen Haken hängt und an Frau und Kinder die Aufforderung richtet: »Wasser ins Lavoir, Essen auf den Tisch!« Diese bei jeder Heimkehr so oder ähnlich wiederholte Aussage ist für alle Beteiligten vorhersehbar, gültig und handlungswirksam. Der Sprecher erhebt den Anspruch gehört zu werden und ein seinem Willen entsprechendes Handeln von Frau und Kindern auszulösen. Die Aussage ist performativ, sie erzeugt und regelt praktisches Handeln. Überdies beruft sie sich auf einen Interdiskurs, der auf mehr Hygiene, Ordnung und elterliche Sorge um Kinder in der Familie drängt.

23 Grundlegend zur Unterscheidung von Wissenschaft und Alltagswissen ist Hans-Georg Soeffner, Alltagsverstand und Wissenschaft. Anmerkungen zu einem alltäglichen Mißverständnis von Wissenschaft. In: ders., *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Frankfurt a.M. 1989, 10–50.

24 Vgl. Reinhard Sieder, *Erzählungen analysieren – Analysen erzählen*. Praxeologisches Paradigma, Narrativ-biografisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung. In: Karl Wernhart, Werner Zips, Hg., *Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation*. Eine Einführung, 4. gänzlich überarbeitete und erweiterte Auflage, Wien 2014, 150–180.

25 Paul Ricoeur, *Das Selbst als ein Anderer*, 2. Auflage, München 2005.

Die sich auf einen Aufsatz von Pierre Bourdieu berufende Meinung, autobiographische Narrative in die sozial- und kulturwissenschaftliche Untersuchung einzubeziehen nähre eine subjektivistische, *biographische Illusion*,²⁶ trifft dann *nicht* zu, wenn das autobiographische Fühlen, Denken und Sprechen – wie ich es vorschlage – als regulierende und regulierte kulturelle Praxis verstanden wird. Die Aussage drückt die Subjekt-Position im sozialkulturellen System aus, »the subject position of the social agent«,²⁷ und konstituiert den Sprecher im sozialkulturellen System. Sie gibt ihm relative Macht und ist Ausdruck relativer Macht. Foucaults Macht-Dispositiv entsteht in meiner Sicht vor allem durch das performative Sprecherhandeln von Menschen. Implizit und explizit geht es in allen sozialkulturellen Systemen um die oszillierende Macht der Einen über die Anderen. All dies vorausgesetzt, sind autobiographische Erzählungen für die Rekonstruktion des Alltagslebens und der Partizipation der Bürger*innen an Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Philosophie, Religion und so weiter unverzichtbar.

2.4 Medizinwissenschaft, Psychologie und Biopolitik

Im kameralistisch bzw. merkantilistisch regierten Staat und im Licht der Aufklärung artikuliert sich das öffentliche Interesse an der Gesundheit des Volkes und nimmt seither stetig zu. Sprecher der Wirtschaft, der Kirchen und Religionen, der Medizin, der Psychologie und zuletzt auch einer sich emanzipierenden Bürgergesellschaft (*civil society*) bekunden den hohen Wert von gesunden Männern und Frauen und gut gepflegten, lernfähigen und disziplinierten Kindern. Nach Vorläufern beginnt um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Interdiskurs um die Vererbung von guten und schlechten Merkmalen von Menschen und deren Folgen für den Staat, die Bevölkerung und die »Rasse«. Zunächst ist es nur die Rasse der Mehrheit des Volkes, wenig später sind es auch die Rassen von Minderheiten und in anderen Ländern und Kulturen. Höchst einflussreich wird der britische Mediziner und Privatgelehrte Francis Galton, ein Cousin von Charles Darwin. Er fordert, die eigene Rasse zu pflegen und nennt die dazu notwendigen Maßnahmen Eugenik (engl. *eugenics*). Wenig später formulieren die deutschen Mediziner Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmayer großteils identische Ideen und sprechen von *Rassenhygiene*.

Wilhelm Schallmayer bezieht sich auf seinen Lehrer Ernst Haeckel, möchte auf Zwangsmaßnahmen, die Galton und Ploetz befürworteten, möglichst verzichten und plädiert dafür, den »Minderwertigen« den freiwilligen Verzicht auf Fortpflanzung bzw. staatlich verfügte Eheverbote aufzuerlegen. Gemeinsam ist den drei Autoren eine Rahmenerzählung, in die auch ältere und zeitgenössische Theorien wie Bénédicte Augustin Morels Theorie der progressiven Degeneration und Charles Darwins Lehre mit unterschiedlichen Akzenten aufgenommen werden.²⁸ Etwas vereinfacht lautet die

26 Vgl. Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1 (1990), 75–81.

27 Ernesto Laclau, Chantal Mouffe, Post-Marxism without Apology. In: New Left Review 166, (1987), 79–106.

28 Peter Emil Becker, Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus und völkischer Gedanke, Wege ins Dritte Reich, Stuttgart 1990.

große Erzählung aller »Rassenpfleger« so: Jeder gut ernährte, gesunde, erzogene und disziplinierte Mensch vermehre den Reichtum des Staates und der Gesellschaft, jeder schlecht ernährte, unerzogene, kranke oder missgestaltete mindere ihn. Eingriffe seien erforderlich, um dem Verfall Einhalt zu gebieten und der wirtschaftlichen Konkurrenz anderer Staaten standzuhalten. Obgleich sich Ploetz und Schallmayer als Sozialisten bezeichnen und sich Schallmayer als Anhänger einer modernen Demokratie und wie sein Lehrer Haeckel als Kriegsgegner und Vertreter einer frühen Idee eines geeinten Europa unter Ausschluss Russlands versteht, geraten sie mit Grundwerten der europäischen Aufklärung und der freien Demokratie in Widerspruch.

Staatsbürger*innen haben, so steht es in modernen demokratischen Verfassungen, die gleichen staatsbürgerlichen Rechte. Sie sind aber verschieden nach Herkunft, Stand und Klasse, nach Körpergeschlecht und sexueller Orientierung, nach Ethnie und Sprache, Wissen und Bildung, Reichtum und Armut, Gesundheit und Krankheit und so fort. Die politische Verfassung des modernen demokratischen Staates abstrahiert von diesen Unterschieden. Die politische Gleichheit geht von universellen kantianischen Werten aus.²⁹ Mit heutigem Wissen und politisch-moralischen Standards ist aber zu fragen, ob nicht die Norm der politischen Gleichheit auch für die Teilhabe des Menschen, der Männer und Frauen, der Kinder und Jugendlichen am modernen Wohlfahrtsstaat gelten müsste. Diese freilich erhebliche Ausdehnung des Prinzips der politischen Gleichheit findet aber nirgendwo statt. Politische Gleichheit ist mit der zunehmend problematischen Einschränkung durch das Staatsbürgerrecht das Prinzip der aufgeklärten Republik und der modernen Demokratie, nicht aber der öffentlichen Wohlfahrt. Mit dem eugenischen und rassenhygienischen Diskurs bindet der moderne Wohlfahrtsstaat seine Benefizien an die Arbeits- und Steuerleistung der Person und an den vermeintlich erwartbaren »Wert«, »Minderwert« oder »Unwert« ihrer Nachkommen. Genau hier bricht die westliche Moderne mit ihren eigenen Prinzipien und die Bruchstelle wird von faschistischen und autoritären Regimen beträchtlich ausgeweitet, bis hin zur Zwangsterilisation von Frauen und zu medizinischem Mord an »minderwertigen« Kindern und alten und kranken Menschen.

Noch unter der christlichsozialen Regie Seipels werden in Wien die ersten beiden »Fürsorgeämter« knapp vor dem Ersten Weltkrieg gegründet. In ihrem Fokus stehen die schwangere Frau, der Säugling, die Wöchnerin, das Kleinkind und die Mutter. Nach Ende des Weltkriegs und am Beginn der Ersten Republik richtet die erste sozialdemokratische Stadtregierung weitere Fürsorgeämter, Kinderheime, Gebärstationen, heilpädagogische Abteilungen und andere Anstalten ein. Sie kommunizieren und bilden ein bürokratisches System, das von seinem Erfinder, dem Anatomie-Professor und Konstitutionsforscher Julius Tandler, das »Wiener System« der »Familienfürsorge« genannt wird.

Die Israelitische Kultusgemeinde eröffnet ein Erziehungsheim für die Nacherziehung von Buben und Mädchen jüdischer Herkunft. Der den Sozialdemokraten nahestehende Arbeiterverein Kinderfreunde gründet 1920 eine Schule für »sozialistische« Erzieher und Erzieherinnen. Die Kinderpsychologin Charlotte Bühler und ihre Assistentinnen beobachten und testen auf Einladung Tandlers Säuglinge und Kleinkinder an der

29 Isolde Charim, Die tribale Demokratie. In: Falter 45/2024, 9. Vgl. Pierre Rosanvallon, Die Gegen-Demokratie. Politik im Zeitalter des Misstrauens, Hamburg 2017.

Kinderübernahmestelle der Stadt Wien. Städtische und private Kindergärten folgen der Idee Maria Montessoris, das »perfekte Kind« zu erziehen.³⁰ Das »Jahrhundert des Kindes« beginnt mit der Abwertung des behinderten, vernachlässigten und benachteiligten Kindes und mit der pädiatrischen, psychiatrischen, gynäkologischen und pädagogischen Beobachtung von Mutter und Kind. Alleinstehende Mütter würden ihre Kinder weder hinreichend pflegen noch zum regelmäßigen Besuch von Kindergärten, Horten und Schulen anhalten und sie dem Einfluss »der Straße« überlassen. Die in den Kriegsjahren steigende Zahl der Anzeigen gegen Kinder und Jugendliche, die an Protesten gegen zu hohe Preise für Brot und Schmalz etc. teilnehmen oder Eigentumsdelikte begehen, gilt dafür als vermeintlich sichere Evidenz (s. Kapitel 3.1). Verfallsängste löst die kriegsbedingte Abwesenheit und der Tod von Tausenden jungen Vätern auf den Schlachtfeldern aus. Für die staatliche und wirtschaftliche Ordnung sei dies gefährlich. Eine Phalanx von Humanwissenschaften und Professionen kampanisiert gegen die reale und metaphorische »Vaterlosigkeit« und den Verlust väterlicher Erziehung. Der konstitutionell monarchische und nicht weniger der ihm nachfolgende republikanische und demokratische Staat fordern die rasche Restaurierung der patriarchalen Herrschaft des Mannes.

2.5 Exkurs: Biopolitik und Schulpolitik

Wie schon in der Einführung erwähnt, berührt und verändert Biopolitik benachbarte Felder der Kommunalpolitik. Unter anderem betrifft sie auch die Schul- und Bildungspolitik. Die Schulreform unter Otto Glöckel (1922–1934) beschränkt sich zunächst in der kurzen Zeit Glöckels als Unterstaatssekretär der Bundesregierung (von Mai 1919 bis Mai 1920) auf eine allgemeine Schulreform, die weitgehend mit der deutschen Schulreformdebatte übereinstimmt. Eine genuin sozialdemokratische Politik ist noch nicht zu erkennen und wird von Glöckel nicht gewünscht. Die Ziele der allgemeinen Schulreformdebatte werden auch von anderen politischen Parteien geteilt. Der Sozialdemokrat Viktor Fadrus, engster Mitarbeiter Glöckels, resümiert 1929 aus Anlass von »10 Jahre(n) Schulreform in Österreich« in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Schulreform* die enge Anlehnung an die von allen Parteien getragene reformpädagogische Debatte.³¹ Im Sommer 1920 zerbricht die Regierungskoalition der Sozialdemokraten und der Christlichsozialen in der Bundesregierung und Glöckel wird nach der Trennung Wiens von Niederösterreich ab 1. Jänner 1922 Geschäftsführender Präsident des Stadtschulrats von Wien.

30 Vgl. Sabine Seichter, *Der lange Schatten Maria Montessoris. Der Traum vom perfekten Kind*, Weinheim/Basel 2024.

31 Viktor Fadrus, *Zehn Jahre Schulreform und Schulpolitik in Österreich. Rückblick und Ausblick*. In: *Schulreform* 8 (1929), 193–243. Vgl. Wilfried Göttlicher, »Forträumung des Revolutionsschuttes auch im Unterrichtsministerium«: die Aufhebung des Glöckel-Erlasses. In: Bernhard Hachleitner, Alfred Pfoser, Katharina Prager, Werner Michael Schwarz, Hg., *Die Zerstörung der Demokratie. Österreich: März 1933 bis Februar 1934*. Salzburg 2023, 106–109; Wilfried Göttlicher, *Wiener Schulreform? Österreichische Schulreform? Die Schulreform Otto Glöckels, das Rote Wien und der schulpolitische Dualismus*. In: *Österreich Geschichte Literatur Geographie* 65 (2021) 310–324; ders., *Das Rote Wien – eine »Musterschulstadt«*. In: Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal, Hg., *Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis*, Basel 2019, 96–103.

(Präsident ist Bürgermeister Karl Seitz.) Glöckel beginnt eine Reform der Wiener Pflichtschulen von der ersten bis zur achten Schulstufe.

Die Pflichtschule soll im Bereich der Stadt und des neuen Bundeslandes Wien reorganisiert werden. Auf die Volksschule soll eine »allgemeine Mittelschule« der Zehn- bis Vierzehnjährigen folgen. Sie wird nicht als sozial integrativ oder inklusiv, sondern in jeweils zwei Klassenzügen geplant. Lernschwache und behinderte Kinder werden in Hilfs- und Sonderschulen unterrichtet. Die starke Betonung der Leistung soll es ermöglichen, begabten und leistungsfähigen Schüler*innen um das 14. Lebensjahr den Übertritt in eine Höhere Schule zu ermöglichen. Dies entspricht der bis heute gültigen Forderung der Sozialdemokratie, aber auch liberaler Gruppierungen, »eine definitive Entscheidung über die zukünftige Schul- und Berufslaufbahn nicht zu früh zu fällen.«³²

Umgesetzt wird dieser Plan Otto Glöckels und seines engsten Mitarbeiters Viktor Fadrus nur in einer Reihe von Versuchsschulen und Versuchsklassen in Wien, und auch dies nur bis zur bundesweiten Einrichtung der Hauptschule 1927.

Herausragende schul- und gesellschaftspolitische Themen der Wiener Schulreform sind die Trennung von öffentlicher Schule und katholischer Kirche und die Entpflichtung von Schüler*innen und Lehrer*innen, an religiösen Übungen teilzunehmen (Glöckel-Erlass vom 10. April 1919).³³ Durch praktische Elemente, den örtlichen Bezug des Heimatkunde-Unterrichts und durch Selbsttätigkeit der Schüler*innen (»Arbeitsprinzip«) soll die alte »Drillschule« überwunden werden. Ausgangspunkt des Volksschulunterrichts soll »die Lebenswelt« der Kinder sein, vor allem der elterliche Haushalt und die nächste Umgebung der Schule und des Wohnviertels.³⁴ Die Schülerhöchstzahl pro Klasse wird mit 29 begrenzt, ein Züchtigungsverbot für die öffentlichen Pflichtschulen erlassen. Die Gründung von Elternvereinen soll die Eltern in die schulpädagogische Arbeit einbeziehen, doch gelingt dies offenbar nur in geringem Maß. Die Gründung eines Pädagogischen Instituts (PI) der Stadt Wien³⁵ soll die Aus- und Fortbildung von Lehrer*innen reformieren und die Ideen der Schulreform an Lehrer*innen herantragen. Bei Studierenden am PI und bei neu eingestellten Lehrer*innen findet die Wiener Schulreform über sozialdemokratische Lehrer*innen hinaus großes Interesse, bei älteren Lehrer*innen trifft sie auf Widerstand.

Ab September 1922 und bis 1927 wird an sechs Wiener Bürgerschulen (drei für Knaben, drei für Mädchen) in je vier ersten Klassen nach dem Lehrplan der *Allgemeinen Mittelschule* unterrichtet. Im Rahmen von Schulversuchen gelingt es immerhin, an 18 Wiener Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und Hauptschulen einen gemeinsamen Unterricht für 11- bis 14jährige Schülerinnen und Schüler durchzuführen. In den Versuchsschulen unterrichten Bürgerschullehrer gemeinsam mit Mittelschullehrern. Der auf Bundesebene 1926 erzielte »Bildungskompromiss« führt österreichweit zur

32 Ebd. 99.

33 Otto Glöckel, *Schule und Klerikalismus*, Wien 1911.

34 Vgl. Wilfried Göttlicher, *Das Rote Wien – eine »Musterschulstadt«*, 97.

35 Das Pädagogische Institut (PI) der Stadt in Wien 7, Burggasse 14–16 ist die Nachfolgeinstitution der ehemaligen Lehrera Akademie (»Lehrerpädagogium«) bzw. Landeslehrerakademie. Das PI wird am 13. Jänner 1923 durch Otto Glöckel eröffnet. Glöckels langjähriger Mitarbeiter Viktor Fadrus wird Direktor und bleibt es bis 1934.

Abschaffung der »Bürgerschule« und zur Einführung einer vierklassigen Hauptschule. Er beendet aber auch die Wiener Schulversuche zu einer gemeinsamen Mittelschule. Die Hauptschule erfüllt den Grundsatz der gemeinsamen Mittelschule nicht, denn sie besteht neben den Unterstufen der Gymnasien mit eigenen Lehrplänen. Die von Glöckel u.a. geforderte Durchlässigkeit des Schulsystems wird damit nicht erreicht. Christlich-soziale und konservative Parteien und die katholische Kirche sehen die Eigenständigkeit und Abschottung des Gymnasiums als höhere Schule der oberen Mittelklasse und der Oberklasse gerettet. Die gemeinsame Schule der Zehn- bis Vierzehnjährigen bleibt bis heute ein unerfüllter Wunsch sozialdemokratischer und liberaler Bildungspolitiker. Eines der potenziell nachhaltigsten Experimente des Roten Wien scheitert am Widerstand der katholischen Kirche und der christlichsozialen Partei.

Eine thematische Verbindung der Schulreform mit Themen der kommunalen Biopolitik besteht darin, dass 50 Schulärzte und 210 Schulfürsorgerinnen eingestellt werden und Zahnambulatorien u.a. an der neuen KÜSt eingerichtet werden (s. Abb. 29). Schulärzte und Fürsorgerinnen haben den Auftrag, gefährdete Kinder an das jeweilige Bezirksjugendamt zu melden. An einzelnen Schulen werden *Schulbäder* eingerichtet, um den Schülerinnen und Schülern Praktiken der Körperpflege und Körperhygiene beizubringen. Dass diese Bemühungen an Tandlers Biopolitik andocken, ist offensichtlich.

2.6 Die Medikalisierung der Biopolitik

Die nicht praktizierenden Mediziner Ploetz³⁶ und Schallmayer³⁷ verstehen sich als Sozialisten. In ihren biopolitisch relevanten Ideen und in den Forderungen an staatliche Biopolitik unterscheiden sie sich kaum von den britischen *Eugenics*. Der österreichisch-tschechische Sozialist Karl Kautsky³⁸ spricht bedeutungsgleich von »sozialistischer Eugenik«. Im letzten Kapitel seines 1910 erschienenen Buches *Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft* befasst sich Kautsky ausführlich mit den Forderungen der Rassenhygiene. Auch hier sind die Unterschiede zu Ploetz und Schallmayer gering. Kautsky fordert eine »künstliche Zuchtwahl«. Kränkliche Menschen sollen daran gehindert werden, sich fortzupflanzen. Oda Olberg, die für die Wiener *Arbeiter Zeitung* schreibt und die der Parteigründer Victor Adler für die beste Journalistin ihrer Zeit hält, bezeichnet den Kampf gegen die »Entartung« als Teil des Kampfes der Sozialdemokratie um die Macht.³⁹ Es ist also klar, dass »sozialistische Eugenik« ein Synonym für Rassenhygiene ist, und die Wiener Sozialdemokratie in ihr den programmatischen Kern ihrer Biopolitik sieht. Das bleibt so, bis um 1930 deutsche Rassenhygieniker, die der NSDAP nahestehen oder

36 Alfred Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen*. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Grundlinien einer Rassen-Hygiene, 1. Theil, Berlin 1895.

37 Wilhelm Schallmayer, *Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung*: preisgekrönte Studie über Volksentartung und Volkseugenik, XVIII, 2. Auflage Jena 1910.

38 Karl Kautsky (1854–1938) ist ein österreichisch-tschechischer Philosoph, marxistischer Theoretiker und sozialdemokratischer Politiker. 1875 schließt er sich der österreichischen SDAP an. Vgl. Karl Kautsky, *Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft*, Stuttgart 1910.

39 Oda Olberg, *Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit*, München 1926.

Parteimitglieder sind, die rassenpolitischen Maximen der Rassenhygiene erheblich zuspitzen, ihre eigene Rassenlehre entwickeln und mit antisemitischer und antislawischer Rassenpolitik verbinden.

2.6.1 Bénédict Augustin Morels biblische Erzählung

Der streng gläubige Katholik Morel schreibt das Buch Genesis neu. Er erzählt eine Geschichte der Menschheit.⁴⁰ Nach dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies können sich die Nachkommen von Adam und Eva den Klima- und Wetterkatastrophen, Dürre und Ernteausfall und der Erblichkeit von Schwächen und Mängeln nicht entziehen. Die einen bleiben durch Anpassung und Frömmigkeit gesund. Andere vererben mindere Eigenschaften und schlechte Lebensweisen an ihre Kinder. Man erkenne sie an Stigmata der »Entartung«. Sie beträfen den Körper, den Geist, den »Geschlechtssinn« und sexuelle Perversionen. Sie schädigten Keimzellen und würden erst im Phänotyp (Erscheinungsbild) der Folgegeneration sichtbar.⁴¹

Ein halbes Jahrhundert vor der Entdeckung des Gens erklärt Morel Krankheiten, Missbildungen und psychische Probleme aus der Weitergabe von negativen Eigenschaften zwischen Generationen. Renommiertere Psychiater folgen ihm darin und verstehen sexuelle Abweichungen, Delinquenz, Persönlichkeitsstörungen, Angststörungen und Psychosen als Ausdruck oder Ergebnis »progressiver Degeneration«: Valentin Magnan in Frankreich, Cesare Lombroso in Italien, Julius Möbius, Richard von Krafft-Ebing, bedingt auch Emil Krepelin in Deutschland, um nur die einflussreichsten Psychiater zu nennen.⁴²

2.6.2 Biopolitik im späten Habsburger Reich

Für die Habsburger Monarchie und ihre Residenzstadt Wien kann von einer medizinisch fundierten Biopolitik ab dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gesprochen werden. Am Neuen haften freilich Spuren des Alten und künftige Entwicklungen kündigen sich an. Wie in anderen großen Städten besteht auch in Wien über lange Zeit ein Findelhaus.⁴³ Ledige Mütter, die ein »Armutszeugnis« vorweisen können, werden mit ihren Säuglingen aufgenommen und unter üblen hygienischen Verhältnissen versorgt. Die überlebenden Kinder werden von ihren Müttern getrennt und zu Pflegeeltern in der Umgebung Wiens und in die entlegenen Bezirke Jennersdorf (Burgenland) und Radkersburg (Steiermark) gebracht. Das Wiener Findelhaus ist die administrative Drehscheibe zur Verteilung von überlebenden Kleinkindern an Pflegeeltern. Wegen der sehr hohen

40 Bénédict Augustin Morel, *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades*, Paris 1857.

41 Bénédict Augustin Morel, *Traité des maladies mentales*, Paris 1860, III.

42 Vgl. Paul Hoff, *Psychiatrie. Ein Blick von innen. Geschichte. Theorien. Fälle*, Zürich 2011.

43 Vgl. Verena Pawlowsky, *Das Aussetzen überlästiger und nachteiliger Kinder. Die Wiener Findelanstalt 1784–1910*. In: Michaela Ralsner, Reinhard Sieder, Hg., *Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 25 (2014) 1+2, 18–40.

Sterblichkeit der von Ammen und mit nicht pasteurisierter Kuhmilch ernährten Säuglinge wird das Wiener Findelhaus 1910 geschlossen.⁴⁴

Ähnlich sucht das *Niederösterreichische Zentralkinderheim* in der Bastiengasse 36–38 (Wien 18) »Pflegeplätze« und »Pflegeeltern« für Kleinkinder. In Vorbereitung der Verwaltungstrennung von Niederösterreich und Wien wird es 1920 zum *Zentralkinderheim* der Stadt Wien. Die Verschickung von Kleinkindern in Dörfer der Umgebung Wiens und der Grenzbezirke Jennersdorf und Radkersburg wird beibehalten. Ab dem Alter von vier oder fünf Jahren werden Pflegekinder von den Pflegeeltern zu Hilfsdiensten im Haushalt und in der Landwirtschaft herangezogen. Der Vertrag, den das Jugendamt mit den Pflegeeltern abschließt, endet mit dem sechsten Lebensjahr und der Schulpflicht des Kindes. Es wird nach Wien zurückgeholt und entweder seinen Eltern übergeben oder an ein Kinderheim »überstellt«.

Obwohl Unterbringung, Verpflegung und Erziehung der Pflegekinder den Ansprüchen des Mediziners und amtsführenden Stadtrats Julius Tandler in keiner Weise entsprechen, hält er aus Kostengründen daran fest. Für Tausende Pflegekinder verschlechtern sich Entwicklungschancen in schulischer und beruflicher Hinsicht. Nach Jahren mangelnder emotionaler Zuwendung bleiben viele in ihrer sprachlichen und kognitiven Entwicklung zurück. Wenn Pflegekinder mit sechs Jahren nach Wien zurückkehren, finden sich viele weder mit dem städtischen Wohnen noch mit Spielen und Routinen in der Schule und »auf der Gasse« zurecht. Manche landen auf Wunsch der Mutter, die nie eine Bindung an das Kind aufgebaut hat – in einem städtischen oder kirchlichen Kinderheim.⁴⁵

Um 1912 setzt eine Medikalisierungswelle ein, die rasch an Dynamik gewinnt und im Roten Wien unter Tandler zum Ausbau des kommunalen Gesundheits- und Fürsorgesystems führt. Mediziner fordern den Staat und die Stadt dazu auf, die Fürsorge für Schwangere, Wöchnerinnen, Säuglinge und Kleinkinder an pädiatrischem, psychiatrischem und gynäkologischem Wissen auszurichten. Auf ein erstes »Fürsorgeamt« im Bezirk Ottakring im Jahr 1912 folgt ein zweites im Bezirk Rudolfsheim im darauf folgenden Jahr. Beide Bezirke haben einen hohen Anteil an ledigen Müttern, die im Ruf stehen, ihre Kinder unzulänglich zu pflegen, zu ernähren und zu erziehen. Berufspflegerinnen beraten Mütter in Fragen des Stillens, wiegen das Körpergewicht und messen die Körpergröße des Kindes. Die Bewerberinnen für den neuen Beruf müssen zwischen 18 und 40 Jahren alt und unbescholten sein, die Bürgerschule absolviert haben und körperlich und geistig gesund sein. Sie stehen im Taglohn und sind gegen Arbeitslosigkeit nicht versichert. Sie gelten als Hilfskräfte der Ärzte.⁴⁶ Ein Arzt untersucht den Gesundheits- und Pflegezustand der Neugeborenen, der Säuglinge und Kleinkinder. Ein Berufsvormund

44 Ebd.

45 Gudrun Wolfgruber, Elisabeth Raab-Steiner, In fremdem Haus. Zur Unterbringung von Wiener Pflegekindern in Kleinbauernfamilien (1955–1970). In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 25 (2014), 1+2, 276–296.

46 Gabriele Ziering, 90 Jahre Jugendamt Ottakring 1913 bis 2003. Von der Berufsvormundschaft zur Jugendwohlfahrt der MAG ELF, Wien 2002, 10.

trifft rechtsrelevante Entscheidungen. Er ersetzt den abwesenden oder unbekannten Vater des Kindes. 1922 wird die »Berufsvormundschaft« mit Beschluss des Gemeinderats auf alle Bezirke Wiens ausgedehnt. 1925 sollen 6.000 Kinder – vorwiegend Kinder alleinstehender, lediger oder verlassener Mütter – einen »Berufsvormund« haben. Ausschließlich Männer ersetzen als Berufsvormünder fehlende Väter in familien- und erziehungsrechtlichen Fragen.⁴⁷ Die oberste Aufsicht über die beiden ersten Fürsorgeämter übernimmt das kaiserliche Ministerium für öffentliche Arbeit und soziale Fürsorge unter dem katholischen Moraltheologen und Prälaten Ignaz Seipel.⁴⁸ Noch ehe die Sozialdemokratie Wiens das weite Feld der Biopolitik für sich entdeckt, ist die katholische Kirche zur Stelle. Sie bleibt auch in der Zeit des Roten Wien als Trägerin von Kinderheimen und mit ihrem eigenen Erzieherpersonal ein bedeutender Teil des Fürsorgesystems. Ländern und Gemeinden erspart das Engagement der christlichen Kirchen Investitionen in Heimgebäude und Lohnkosten für Erzieher*innen. Das zentrale Wiener Jugendamt nimmt keinen Einfluss auf die Praxis in den von christlichen Kongregationen, katholischer Caritas und evangelischer Diakonie finanzierten Heimen. Selbst die städtischen Heime unterliegen nicht der Aufsicht des Jugendamtes, sondern des Anstaltenamtes, das auch die öffentlichen Krankenhäuser und Altenheime verwaltet. Misshandlungen von Zöglingen bleiben lange Zeit unentdeckt, obgleich heimliches Wissen darüber besteht.

2.6.3 Krieg und Bevölkerung

Im März 1916 hält Julius Tandler vor der *Gesellschaft der Ärzte in Wien* einen Vortrag mit dem Titel *Krieg und Bevölkerung*. Nach Ende des Krieges sei eine medizinwissenschaftlich instruierte »Bevölkerungs-, Gesundheits- und Fürsorgepolitik« einzurichten.⁴⁹ Entgegen seiner Aussage, einzig als Biologe zu sprechen und politische Aspekte auszuklamern, spricht der Professor bereits in der Planungsperspektive des führenden Biopolitikers des Staates und der Stadt Wien.

Der Entwicklungsbiologe Jean Baptiste de Lamarck (1744–1829) studiert um 1800 die Anpassung von Lebewesen an ihre Umwelt.⁵⁰ Alle Organismen – auch der Mensch? – würden sich organisch an wechselnde Umweltbedingungen anpassen, denn sie folgten einem inneren Antrieb zur Vervollkommenheit. Der Gebrauch von Organen führe zu ihrer Perfektionierung, der Nichtgebrauch zu ihrer Verkümmern. Die erworbenen Merkmale und Eigenschaften (Modifikationen) würden auf biologischem Weg an die Nachkommen vererbt.⁵¹ Obwohl Lamarcks These vor der Entdeckung des Gens nicht nachgewiesen werden kann, hält sie Tandler als Konstitutionsforscher und Biopolitiker für plau-

47 Vgl. Gudrun Exner, *Bevölkerungswissenschaft in Österreich in der Zwischenkriegszeit (1918–1938)*. Personen, Institutionen, Diskurse, Wien 2004.

48 Ignaz Seipel (1869–1936), Universitätsprofessor für Moraltheologie in Salzburg (1909–1917), Minister für öffentliche Arbeit und soziale Fürsorge in der letzten kaiserlichen Regierung Lammasch.

49 Julius Tandler, *Krieg und Bevölkerung*. In: *Wiener medizinische Wochenschrift* 29 (1916), 445–452.

50 Vgl. Wolfgang Lefèvre, Jean Baptiste Lamarck. In: Ilse Jahn, Michael Schmitt, Darwin & Co. *Eine Geschichte der Biologie in Portraits*, Band 1, München 2001, 176–201.

51 Vgl. Klaus Taschwer, *Der Fall Paul Kammerer: Das abenteuerliche Leben des umstrittensten Biologen seiner Zeit*, München 2016.

sibel. Die durch die Umwelt bestimmte leibliche und psychische ›Kondition‹ verwandle sich mutmaßlich in eine biologisch vererbare ›Konstitution‹. Mit dieser Annahme rücken neben dem »Erbgut« auch die Praktiken der Eltern in den Fokus der Biopolitik. Der am Wiener Vivarium arbeitende Biologe Paul Kammerer versucht an Feuersalamandern und Geburtshelferkroten den Nachweis für die Vererbung von erworbenen Merkmalen zu erbringen. Es scheint ihm zu gelingen. Für kurze Zeit gilt er weltweit als der berühmteste Biologe nach Darwin. Nach dem bis heute ungeklärten Vorwurf von Konkurrenten, er habe den Nachweis der Vererbung von erworbenen Merkmalen mit Tinte an den Füßen der Tiere manipuliert, begeht er 1926 auf dem Schneeberg Suizid.⁵²

Als Tandler 1916 über »Krieg und Bevölkerung« spricht, ist die Anpassung der kapitalistischen Wirtschaft an die Erfordernisse des Krieg führenden Staates in vollem Gange. Söhne und Väter ziehen als Soldaten und Offiziere in den Krieg. Frauen und männliche und weibliche Jugendliche aus der Unter- und Mittelklasse ersetzen sie in Fabriken, in Gewerben und Bürokratien, auch in den Verkehrsbetrieben der Stadt. Der Impact des Krieges auf das Alltagsleben in Wien ist immens. An schulfreien Nachmittagen halten sich Kinder in den Vorstädten und Vororten im Freien auf. Größere Kinder ziehen mit ihren kleinen Geschwistern in den Wiener Wald, an die Ufer des Wien-Flusses, in die Lobau oder an den Donaukanal und anderswohin. Sie sammeln Brennholz oder weggeworfenes Gemüse auf den Märkten. Die meisten verwarhlosen dabei nicht. Im Gegenteil. Die überlebensnotwendige Arbeit verlangt hohe Disziplin und wechselseitige Fürsorge der Familienmitglieder, auch der Geschwister füreinander. Für überlastete und alleinstehende Mütter sind Kinder und Jugendliche oft die einzige Hilfe. Dennoch halten Kinderärzte, Psychiater und Pädagogen beharrlich an ihrer *Verfallserzählung* fest. Die Abwesenheit der Väter, für die doch allein der kriegführende Staat verantwortlich ist, zerstört die sittliche Ordnung. Sexuelle Promiskuität und Geschlechtskrankheiten würden sich noch stärker verbreiten. Die *biologische Qualität* der Mutterschaft und des Säuglings gehe durch die Erwerbsarbeit der Frauen stark zurück. Biologischer Minderwert pflanze sich in die folgenden Generationen fort und sei eine Hypothek für den Staat.

Im Jänner 1917 gelingt es Professor Tandler, Kaiser Karl in einer Unterredung von der Notwendigkeit eines »Sanitätsministeriums« zu überzeugen. Der junge Kaiser zeigt sich aufgeschlossen und ordnet die Gründung eines Ministeriums für soziale Fürsorge und eines für Volksgesundheit an. Letzteres ist weltweit das erste Ministerium für Volksgesundheit, bewährt sich jedoch in der Pandemie der »Spanischen Grippe« nicht. Es benötigt mehr als einen Monat, um Isolierstationen einzurichten.⁵³ Das neue Ministerium wird zu einer Abteilung des Ministeriums für soziale Fürsorge herabgestuft. Der Ausbau der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge wird geplant, Schwangeren- und Gebärd-(Entbindungs-)anstalten, Wöchnerinnenheime, Anstalten für Mutter- und Säuglingsfürsorge, Mutterberatungs- und Säuglingsfürsorgestellen, Krippen, Kleinkinderheime

52 Vgl. Richard Cockett, Vienna: How the City of Ideas Created the Modern World, New Haven/London 2023, paperback 2024, 196ff.

53 Vgl. Maureen Healy, Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I, Cambridge 2004, 307. Vgl. auch Manfred Vasold, Die Spanische Grippe. Die Seuche und der Erste Weltkrieg, Darmstadt 2009.

und Kinderbewahranstalten sollen eingerichtet werden. Dieser Plan kann in den Kriegsjahren nur in ersten Ansätzen realisiert werden. 1917 wird die Wiener »Akademie für soziale Verwaltung« als Ausbildungsstätte für soziale Berufe gegründet.⁵⁴ Sie befindet sich in der Rathausstraße 9, dem Sitz des Wohlfahrtsamtes. Mit Gemeinderatsbeschluss vom 27. April 1917 werden 160 Dienstposten für Fürsorgerinnen geschaffen, von denen jedoch zunächst nur rund 90 besetzt werden können. Aus »Berufspflegerinnen« werden »Fürsorgerinnen«. Nach Kriegsende steigt ihre Zahl rasch an. 1931 sind 278 Fürsorgerinnen bei der Gemeinde Wien angestellt. Sie bilden nach den Kindergärtnerinnen die größte Gruppe im Personal des Wiener Jugendamtes.⁵⁵ Nach Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich wird der Sozialdemokrat Ferdinand Hanusch Staatssekretär (Minister) für soziale Fürsorge. Die bedeutendsten sozialpolitischen Gesetze verabschiedet das Parlament in den ersten zwei Jahren der Republik. Tandler wird am 9. Mai 1919 zum Unterstaatssekretär für Wohlfahrts- und Gesundheitspolitik unter Hanusch bestellt.⁵⁶ Im Oktober 1920 übernimmt er das Amt eines regierenden (»amtsführenden«) Stadtrats für das Gesundheits- und Wohlfahrtswesen in Wien.

2.6.4 Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmayer

Schon als Gymnasiast gründet Ploetz den Geheimbund »Ertüchtigung der Rasse«. Nach dem Abitur studiert er Nationalökonomie in Breslau. Der junge Gerhart Hauptmann⁵⁷ ist ein enger Freund. In seinem Drama *Vor Sonnenaufgang* stellt er eine »degenerierte Familie« dar, in der körperliche und psychische Krankheiten vererbt werden. Die Figur des Sozialdemokraten Alfred Loth ist Alfred Ploetz nachempfunden. Sie repräsentiert den naturwissenschaftlich und medizinisch gebildeten Sozialisten. Obgleich seine Geliebte als einziges Familienmitglied dem Alkohol entsagt, trennt sich Loth von ihr. Er fürchtet die Vererbung schlechter Merkmale ihrer Großeltern und Eltern an seine Kinder. Die Sozialdemokratie steht in Hauptmanns Drama für die Lösung der durch Industrialisierung und Kohlebergbau ausgelösten sozialen und wirtschaftlichen Missstände in der Region.

Alfred Ploetz versteht sich, wie ihn auch Gerhart Hauptmann in der Figur des Loth beschreibt, als Sozialist mit utopistischen Zügen. Er liest Ernst Haeckel, Charles Darwin und Francis Galton. Vor den Sozialistengesetzen Bismarks flüchtet er nach Zürich, um Nationalökonomie zu studieren. Erneut schließt er Freundschaften mit Sozialisten und Sozialdemokraten. Ein sozialutopischer Verein *Pacific* schickt ihn in die USA, um in einer utopisch-sozialistischen Kolonie in Iowa die »Zuchtwahl« (die Wahl der Zeugungspartner nach rassischen Kriterien) zu studieren. Ploetz ist enttäuscht. Er kehrt nach Europa zurück und beginnt in Zürich ein Medizin-Studium. 1895 erscheint sein Hauptwerk *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Grundlinien einer Rassen-Hy-*

54 Vgl. Franz Bräunlich, Wiener Wohlfahrtskataster 1927. Ein Handbuch der Wiener öffentlichen und privaten Fürsorge-Einrichtungen (Wien o.J.), 24.

55 Gemeinde Wien, Magistratsabteilung 7, Hg., Das Jugendamt der Stadt Wien, Wien 1933, 30.

56 Ebd.

57 Gerhart Hauptmann, *Vor Sonnenaufgang*. Soziales Drama, 1889, Stuttgart 2017.

giene.⁵⁸ Vier Jahre lebt er nochmals in einer utopisch-sozialistischen Kommune in den USA. Dann kehrt er nach Europa zurück und gründet 1904 das *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*, 1905 die *Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene*.

In den frühen 1930er Jahren schließt sich Ploetz nationalsozialistischen Rassentheoretikern an. Sein um 1900 noch bekundeter Respekt vor Gelehrten und Künstlern jüdischer Herkunft – Ploetz spricht zu dieser Zeit von »den Juden« als einer »hochstehenden Culturrasse«, die er zu den »Ariern« zählt – weicht dem Bekenntnis zur nationalsozialistischen Rassentheorie und -politik, die sich gegen »Juden«, »Zigeuner«, »Ostslawen« und alle »Minderwertigen«, »Asozialen« und »Kriminellen« richtet. Die Machtübergabe an Adolf Hitler begrüßt er 1933 aus rassenpolitischen Gründen. Er wird Mitglied der »Arbeitsgemeinschaft für Rassenhygiene und Rassenpolitik«, die sich zur Aufgabe macht, alle Gesetze des NS-Staates vor Beschlussfassung auf ihre Auswirkungen auf die »Rassenverhältnisse« zu prüfen. Entgegen einer früheren Position, in der sich Ploetz für die Mischung der jüdischen und der arischen Rasse ausspricht, hebt er nun in Übereinstimmung mit antisemitischen Stereotypen das Gewinnstreben, den Individualismus und die mangelnde Liebe »der Juden« zu Militär, Staat und Nation hervor.⁵⁹ Er wendet sich entschieden gegen das Postulat der Gleichheit aller Menschen und befürwortet die weltweite Dominanz der arischen Rasse.

In Würdigung seiner Leistungen wird Ploetz 1936 von Hitler zum Professor ernannt. 1937 tritt er in die NSDAP ein.⁶⁰ Nach seinem Tod (1940) schreibt der Rassenhygieniker Otmar Freiherr von Verschuer, Ploetz habe mit »innerer Anteilnahme und Begeisterung [...] die nationalsozialistische Bewegung miterlebt und das Werk des Führers bewundert«. ⁶¹

Wilhelm Schallmayer, wie Ploetz nicht praktizierender Mediziner, teilt viele Ideen mit Ploetz. Wie dieser fühlt er sich als Sozialist, steht aber als Schüler Ernst Haeckels allen Kriegslüsten und Chauvinismen ablehnend gegenüber.⁶² Er zöge »Rassehygiene« (Rasse im Singular) vor, schreibt er an Ploetz, und erwäge den von Galton geprägten Begriff *Eugenics* ins Deutsche zu übertragen. Als einer der ersten warnt er vor der Verbindung der deutschen Rassenhygiene mit einer »Germanen- und Ariertheorie«, die in der Regel antisemitisch sei. Schallmayer stirbt 1919 an einem Herzinfarkt. Ploetz überlebt ihn lange, passt sich der Rassenpolitik der Nationalsozialisten widerspruchlos an und wird ihr ein nützlicher Diener.

2.6.5 Tandler liest Ploetz und vermisst die Schädel von Habsburgs Offizieren

Für Julius Tandler, der sein Medizinstudium 1895 abschließt, wird die im selben Jahr erscheinende Gründungsschrift des jungen Ploetz zu einer Herausforderung. Über »wert-

58 Alfred Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen*. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Grundlinien einer Rassen-Hygiene, 1. Teil, Berlin 1895, 144.

59 Vgl. Julia Schäfer, *Vermessen – gezeichnet – verlacht*. Judenbilder in populären Zeitschriften 1918–1933, Frankfurt a.M./New York, 2005.

60 Mitgliedsnummer 4.457.957; Bundesarchiv Zehlendorf Parteiakte.

61 Otmar von Verschuer, Alfred Ploetz. In: *Der Erbarzt*, 8 (1940), 69–72, hier 71.

62 Wilhelm Schallmayer, *Rassenhygiene und Sozialismus*. In: *Die Neue Zeit*, 1907, 25, 731–740.

volle« und »minderwertige« Kinder und zur Aufgabe der Ärzte, über das Lebensrecht behinderter Kinder zu entscheiden, liest er bei Ploetz den folgenden Absatz:

»Die Erzeugung guter Kinder [...] wird nicht irgendeinem Zufall einer angeheiterten Stunde überlassen, sondern geregelt nach Grundsätzen, die die Wissenschaft [...] aufgestellt hat. [...] Stellt es sich trotzdem heraus, dass das Neugeborene ein schwächliches oder missgestaltetes Kind ist, so wird ihm von dem Ärzte-Collegium, das über den Bürgerbrief der Gesellschaft entscheidet, ein sanfter Tod bereitet, sagen wir durch eine kleine Dose Morphinum.«⁶³

Inwieweit Tandler dieser Konsequenz zustimmt, ist heute nicht mehr vollends zu klären. Im Oktober 1910 auf die I. Lehrkanzel für Anatomie seines Lehrers Emil Zuckerkandl berufen, arbeitet er nach Kriegsbeginn für wenige Wochen als Militärarzt unweit vom Institut für Anatomie in einem Kriegslazarett und ist dort für Hautkrankheiten zuständig. Nach Vorsprache im Kriegsministerium darf er das Lazarett schon nach wenigen Monaten wieder verlassen und an das Anatomische Institut zurückkehren. Mit den Auswirkungen des Krieges hat er als Konstitutionsforscher noch mehrmals zu tun. Zusammen mit dem Psychiater Julius Wagner von Jauregg unternimmt er zwei Studienreisen an die Isonzo-Front, um Soldaten und Offiziere vor und nach einem Kampfeinsatz darauf zu untersuchen, welcher »Schädeltypus« dem »feindlichen Feuer« länger standhalte. Tandler schließt von der Schädelform auf das Volumen des Gehirns und auf den Charakter des Mannes. Tandler und Wagner-Jauregg beginnen die Schädel der (lebenden) Soldaten und Offiziere zu vermessen und lassen sie fotografieren. Für eine Fortführung dieser »vielversprechenden«, rassenanthropologischen Forschung fehlt, wie Tandler klagt, der Wiener Medizinischen Fakultät das Geld.⁶⁴

Tandler trägt seine Interpretation der neolamarckistischen These 1913 der deutschen *Gesellschaft für Rassenhygiene* vor und veröffentlicht seinen Vortrag in der von ihm gegründeten und bis 1934 geleiteten *Zeitschrift für angewandte Anatomie und Konstitutionslehre*.⁶⁵ Max von Gruber, ein Österreicher, leitet die *Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene* und unterstützt seinen Landsmann Tandler tatkräftig. Ähnlich wie Kretschmer bemüht sich Tandler um eine Typologie des menschlichen Körpers. Als ein sich vererbendes starkes Merkmal hebt er den Muskeltonus hervor. Er entwickelt einen Apparat zur Messung des Muskeltonus und unterscheidet hypertonische, normaltonische und hypotonische Menschen. An der Form des Schädels glaubt er Größe und Leistungsfähigkeit des Gehirns abschätzen zu können.

Über die programmatische Rede über eine künftige Bevölkerungs- und Familienpolitik vor der *Gesellschaft der Ärzte in Wien* im Kriegsjahr 1917 habe ich schon berichtet. Im selben Jahr spricht Tandler auch vor der eben gegründeten *Österreichischen Gesellschaft für*

63 Alfred Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen*, 144.

64 Vgl. Karl Sablik, Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer. Geleitwort der Wiener Gesundheits- und Sozialstadträtin Mag.a Sonja Wehsely, 2. Auflage, Frankfurt a.M.u.a. 2010.

65 Julius Tandler, *Konstitution und Rassenhygiene*. Vortrag gehalten am 7. März 1913 vor der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. In: *Zeitschrift für angewandte Anatomie und Konstitutionslehre* 1 (1914) 13f.

Bevölkerungspolitik über »Aufzüchtungspolitik«. Unter *Aufzüchtung* versteht er die qualitative Verbesserung der eigenen Rasse. Der Professor gibt einen Überblick über Maßnahmen zur »Aufzüchtung«. Die Form des Staates, der diese Aufgabe übernehmen soll, bleibt unbestimmt. 1917 rechnet Tandler wohl noch mit dem Fortbestand der Habsburger Monarchie nach Kriegsende. Die Maßnahmen, die er für notwendig hält, reichen von der »Hebung des durchschnittlichen Existenzniveaus«, der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, dem Kampf gegen »Alkoholismus«, die Aufklärung im Schulunterricht bis zur »Ernährungs- und Konsumpolitik«. Die um 1920 einsetzende Wohnungspolitik des Roten Wien ist 1917 noch nicht abzusehen. Auch sie wird mit biopolitischen Argumenten begründet werden. Ein hygienisch geführter Haushalt und die Verantwortung der Frau für die »Aufzucht« der Kinder und alle Hausarbeiten werden ab etwa 1921 in das kommunale Wohnbauprogramm eingeschrieben (s. Kapitel 8).

Ab Ende Oktober 1920 ist Tandler amtsführender Stadtrat für das Gesundheits- und Wohlfahrtswesen in Wien. Auch in dieser Funktion folgt er der Unterscheidung von wertvollem, minderwertigem und wertlosem Leben und fordert mit Nachdruck die *Produktivität* aller gesundheits- und fürsorgepolitischen Maßnahmen. Mit seiner Entlassung 1934 und dem Verlust der Professur an der Medizinischen Fakultät kommt seine Karriere in Wien abrupt an ein Ende. Seine Tätigkeit als gesundheitspolitischer Berater in China und in der Sowjetunion erleichtert ihm die Emigration über Peking nach Moskau, wo er beratend am Aufbau eines Fürsorgesystems in Moskau nach dem Wiener Vorbild beteiligt ist. Am 25. August 1936 stirbt er an einem Herzinfarkt.

2.6.6 Die Kosten für minderwertiges und wertloses Leben

Schon zur Studienzeit Tandlers und noch mehr zur Zeit seiner Berufung auf den I. Lehrstuhl für Anatomie an der Medizinischen Fakultät (1910) ist der rassenhygienische Diskurs an den Medizinischen Fakultäten Deutschlands und Österreichs ein Thema. Als Medizinwissenschaftler, als Unterstaatssekretär der jungen Republik Österreich und ab Ende 1920 als amtsführender Stadtrat in Wien, dem das Gesundheits- und Fürsorgewesen untersteht, ist Tandler keineswegs nur Rezipient rassenhygienischer bzw. eugenischer und menschenökonomischer Ideen. Er macht sie sich teilweise zu eigen und vertritt sie in seinen Reden und Schriften. Er bedauert, dass Grundsätze der Rassenhygiene in Österreich und in Wien nicht vollständig umgesetzt werden könnten. »Ethische« und »humanitäre oder fälschlich humanitäre Gründe« sprächen dagegen. Doch die Zeit werde kommen, in der die Tötung »lebensunwerten« Lebens im »Volksbewusstsein« durchzusetzen sei. Am Ende des folgenden Zitats verknüpft er die von ihm gewünschten biopolitischen Eingriffe mit dem archaischen Motiv der *Opferung* von Leben.

»Welchen Aufwand übrigens die Staaten für völlig lebensunwertes Leben leisten müssen, ist zum Beispiel daraus zu ersehen, daß die 30.000 Vollidioten Deutschlands diesem Staat zwei Milliarden Friedensmark kosten. Bei der Kenntnis solcher Zahlen gewinnt das Problem der *Vernichtung lebensunwerten Lebens* an Aktualität und Bedeutung. Gewiß, es sind ethische, es sind humanitäre oder *fälschlich humanitäre* Gründe, welche dagegen sprechen, aber schließlich und endlich wird auch die Idee, daß man *lebensun-*

wertes Leben opfern müsse, um lebenswertes zu erhalten, immer mehr und mehr ins Volksbewußtsein dringen.«⁶⁶

Dass Professor Tandler zugleich an die humanistischen und neokantianischen Ideale der kleinen »austromarxistischen« Gruppe um Max Adler glaubt, scheint unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich. Eher nimmt er eine lavierende Position zwischen Humanismus und Rassenhygiene bzw. sozialistischer Eugenik ein.⁶⁷ In der Wiener Sozialdemokratie und in den Humanwissenschaften findet er damit viele Mitstreiter*innen. Vor der Tötung »unwerten Lebens« schreckt er zurück, hält sie aber auch gar nicht für vorrangig, denn die schwersten Fälle würden ohnehin nicht lange leben. Bis heute ist nicht belegt, dass in Wien von Ende 1920 bis Februar 1934 ein als »lebensunwert« eingestuftes, krankes oder behindertes Kind oder ein alter oder kranker Mensch in einer städtischen Fürsorge- oder Krankenanstalt mit Tandlers Wissen und Billigung getötet worden wäre. Die Frage, ob er mit seiner Politik dennoch den Boden für die NS-Medizin und für die Kindereuthanasie in Wien *aufbereitet*, ist gleichwohl zu stellen. Die personalen, ideologischen und institutionellen Kontinuitäten im Bereich des Wiener Gesundheits- und Fürsorgewesens über die Regimegrenzen von 1918, 1934, 1938 und 1945 hinaus sind verblüffend.⁶⁸

2.6.7 Goldscheids Menschenökonomie

Österreich-Ungarn verzeichnet in den Kriegsjahren einen starken Geburtenrückgang und hohe Verluste an Menschenleben an den Fronten. Umso mehr betont Tandler die Notwendigkeit, den Staat biopolitisch zu stärken. Mit Hilfe der Medizinwissenschaften werde er künftig sein organisches Kapital besser verwalten. Der Term »organisches Kapital« stammt von dem Soziologen Rudolf Goldscheid. Ein Jahr nach Tandlers Berufung auf die erste Lehrkanzel für Anatomie erscheint Goldscheids Buch *Höherentwicklung und Menschenökonomie*.⁶⁹ Die »planbewusste Gestaltung« der biologischen Zukunft der Menschheit werde künftig mit der genetischen Vererbung zu verbinden sein. Das ist *hochmodernes* Planungsdenken par excellence, das Tandler fasziniert. Wie der Biologe Lamarck um 1900 oder der unglückliche Zeitgenosse Tandlers, Paul Kammerer, setzt auch Goldscheid die organische Anpassung aller Lebewesen, auch des Menschen, an ihre Umweltbedingungen voraus.

66 Julius Tandler, *Ehe und Bevölkerungspolitik*, Wien, Leipzig 1924, 17. Meine Kursivierung.

67 Vgl. Peter Schwarz, Julius Tandler. Zwischen Humanismus und Eugenik, Wien 2017.

68 Vgl. Herwig Czech, Der Spiegelgrund-Komplex. Kinderheilkunde, Heilpädagogik, Psychiatrie und Jugendfürsorge im Nationalsozialismus. In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., *Die Kinder des Staates*, OeZG 25 (2014) 1+2, Innsbruck u.a. 2014, 194–219. Vgl. auch Reinhard Sieder, *Wissenschaftliche Diskurse, Kinder- und Jugendfürsorge, Heimerziehung: Wien im 20. Jahrhundert*. In: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin*, Band 7: Schwerpunkt: Medikalisierte Kindheiten. Die neue Sorge um das Kind vom ausgehenden 19. bis ins späte 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralser und Elisabeth Lobenwein, Leipzig 2018, 29–56, besonders 45ff.

69 Rudolf Goldscheid, *Höherentwicklung und Menschenökonomie*, Leipzig 1911.

»Die künftige Umgestaltung der Welt ist die geistige Veränderungslinie unseres *organischen Anpassungsvermögens* [...] Ausnahmslos alles ist weitaus variabler, als wir je gahnt.«⁷⁰

Goldscheid spricht von einer *Menschenproduktion*, deren Gütekriterien keine anderen sein werden als jene der kapitalistischen Warenproduktion: »Der teure, der solid gearbeitete Mensch hat andere Qualitäten als der billige Mensch.«⁷¹ Den Sozialdarwinismus hingegen bezeichnet Goldscheid als ökonomisch unsinnig, denn

»Die im Kampf unterlegenen Völker werden ja keineswegs ausgemerzt, sondern bleiben vielmehr bestehen und schaffen bloß einen *Sumpfboden*, der der Ausbreitung der (höherwertigen, RS) Kultur ein beinahe unüberwindliches Hindernis entgegenstellt.«⁷²

Dass schon der Begriff »Sumpfboden« mit kantianischen Grundwerten und dem Menschenrecht nicht zu vereinbaren ist, muss ich nicht betonen. Sozialdemokratische Sozialhygiene und Sozialpolitik und die Familien- und Fürsorgepolitik Tandlers sind für Goldscheid ohnehin nur der Vorschein einer künftigen, weitaus radikaleren Menschenökonomie.

»Sozialpolitik, Sozialhygiene und Sozialversicherung sind *die Anfänge* einer Menschenökonomie, die dereinst unser ganzes Wirtschafts- und Kultursystem tragen wird [...]. Der bloße Papierrechtsstaat wandelt sich somit in einen Entwicklungsrechtsstaat, wo der Mensch vom bloßen Verkäufer seiner Arbeitskraft zum Teilhaber des organischen Kapitals [...] aufsteigt.«⁷³

Welcher Staat wird das dereinst sein? Eine parlamentarische Demokratie mit politisch gleichberechtigten Bürger*innen und unteilbaren Menschenrechten wohl kaum. Der Finanzsoziologe Goldscheid spricht von einer künftigen »Versicherungsgesellschaft«, in der die biologische Güte des Menschen seinen jeweiligen »Wirtschaftswert« und damit auch sein Ansehen und seine Rechte bestimmen wird.

»In der Versicherungsgesellschaft stellt nicht nur der lebende und arbeitende Mensch einen Wirtschaftswert dar, sondern auch der leidende und sterbende wird als Verlustposten für das gesamte Ertragsbudget verbucht, wie das kranke und das sterbende Vieh in der Bilanz des Landwirtes als Passivposten fungiert [...].«⁷⁴

Goldscheid betreibt die *Kommodifizierung* des Menschen zu Gunsten eines streng ökonomisch kalkulierenden Staates. Er denkt Körper und Geist, die erworbenen und die ererbten Fähigkeiten, Schwächen und Unfähigkeiten, Krankheiten und den erwartbaren

70 Ebd.

71 Ebd., 495.

72 Ebd., 576.

73 Ebd., 474.

74 Ebd., 575.

Tod als indexikalisierbare Werte im Staatshaushalt. Mit dem Screening der Bevölkerung werde die Zahl der Disqualifizierten erheblich steigen. Schon vor ihrem physischen Ende seien sie in der Buchhaltung des Staates rechtzeitig abzuschreiben und aus der kostspieligen Fürsorge *auszuscheiden*. Der relative Wert oder Unwert schlägt in der bioökonomischen Bilanz des Staates zu Buche. Über die Frage, ob minderwertiges Leben zu töten sei, oder wie sonst es ausgeschieden werden könnte, trifft Goldscheid keine Aussage.

2.6.8 Nationalsozialistische Biopolitik

1932 spricht der leitende Statistiker des Reichsamtes in Berlin, Friedrich Burgdörfer (1890–1967), über *Biopolitik*. In skandinavischen Ländern wird der Begriff schon um 1900 gebraucht. Ab den frühen 1930er Jahren erhält er erstmals einen unverwechselbar nationalistischen und imperialistischen Beigeschmack. Nationalsozialistische Biopolitik unterstütze nicht mehr nur die qualitative »Aufzuchtung« der eigenen Rasse, sondern auch den Kampf gegen andere, konkurrierende und minderwertige Rassen. In Polen, so Burgdörfer, entstehe ein »Bevölkerungsüberdruck« und Deutschland werde einen »biopolitischen Grenzkampf« gegen die »slawische Flut« zu führen haben.⁷⁵ Rassenhygiene wird von der Pflege der eigenen Rasse zu einer angewandten Herrschaftstheorie im faschistischen und imperialistischen Staat.

Ob Rassenhygiene und Eugenik genau dasselbe meinen, erläutert im Kriegsjahr 1915 Fritz Lenz.⁷⁶ Seine Antwort ist klar: Es handle sich um Synonyme. Er ziehe den Begriff »Rassenhygiene« dem Begriff »Eugenik« vor, benutze aber Eugenik weiterhin als Unterbegriff (!) der Rassenhygiene. So tritt er für eine »negative Eugenik« durch Schwangerschaftsabbruch und Sterilisation als Aufgaben der Rassenhygiene ein. Nicht wissenschaftliche, sondern politische Gesichtspunkte und die »rassische« Herkunft der Autoren würden darüber bestimmen, welchen der beiden Begriffe sie vorziehen.

»So wie die Dinge liegen, wirkt zurzeit das Wort Rassenhygiene in völkischen Kreisen stärker werbend, das Wort Eugenik dagegen in jüdischen, sozialdemokratischen und katholischen Kreisen.«⁷⁷

Lenz ist promovierter Mediziner und Schüler des Alfred Ploetz, von dem er 1913 die Herausgabe der Zeitschrift *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie* übernimmt. 1923 (!) wird er auf den ersten *Lehrstuhl für Rassenhygiene* an der Universität München berufen. 1921 und 1932 veröffentlicht er zusammen mit Erwin Baur und Eugen Fischer ein zweibändiges Werk, das nach der Ploetzschen Gründungsschrift von 1895 und Schallmayers preisgekrönter Schrift von 1910 zum wichtigsten Lehrbuch der deutschen Rassenhygiene

75 Vgl. Friedrich Burgdörfer, Volk ohne Jugend. Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers. Ein Problem der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik, der nationalen Zukunft, Berlin 1932.

76 Vgl. Fritz Lenz, Zum Begriff der Rassenhygiene und seine Benennung. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie*, Bd. 11, 1914–1915, 445–448. Vgl. Christoph Kaspari, Der Eugeniker Alfred Grotjahn (1869–1931) und die »Münchener Rassenhygieniker«. Der Streit um »Rassenhygiene oder Eugenik?« In: *Medizinhistorisches Journal* Bd. 24, (1989) H. 3/4, 306.

77 Fritz Lenz, *Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik)*, 4. Auflage, München 1932, 254.

wird.⁷⁸ Der erste Band erscheint in der vierten Auflage 1936 unter dem Titel *Menschliche Erblehre*. Darin formuliert Lenz in Bezug auf die Juden: »Ein Lebewesen gedeiht besser ohne Parasiten.« Das »untüchtigste Drittel der Bevölkerung« Deutschlands sei zu sterilisieren. 1933 übernimmt Lenz in Berlin den vom Sozialisten Alfred Grotjahn begründeten Lehrstuhl für Sozialhygiene. 1946 (!) wird Lenz Professor für *Menschliche Erblehre* an der Universität Göttingen. 1949 erklärt ihn ein »Entnazifizierungsbescheid« als »entlastet«. Seine Professur in Göttingen behält er bis zu seiner Emeritierung 1955.

2.7 Die Erfindung der »Familienfürsorge« im Roten Wien

Julius Tandler ist von der Notwendigkeit überzeugt, öffentliche Mittel nur zum volkswirtschaftlichen Nutzen zu investieren und Ausgaben der Fürsorge einzusparen oder zu reduzieren, deren volkswirtschaftlicher Nutzen für ihn in Frage steht: bei Kriegsinvaliden, die Körperteile oder ihre psychische Gesundheit verloren haben, bei alten Menschen, die nicht mehr arbeiten können, bei körperlich und geistig Behinderten, bei schwer oder vermeintlich nicht erziehbaren Kindern. In einem künftigen Wohlfahrtsstaat werde es nicht mehr darum gehen, *Almosen* an Arme, Kranke, Alte und Schwache zu verteilen. Allen Familien mit Kindern sei Beratung und Hilfe anzubieten und ihre Leistungen in der Pflege und Erziehung der Kinder seien zu kontrollieren. Jede Bürgerin und jeder Bürger in Not habe das Recht, Hilfe vom Staat zu begehren. Doch dieses Recht verpflichte sie dazu, sich selbst und die eigenen Kinder von Ärzten und Amtsträgern der kommunalen Gesundheitsdienste und Fürsorgeämter beobachten und untersuchen zu lassen und ihren Anweisungen zu folgen.

Am 27. April 1917 beschließt der Wiener Gemeinderat den Ausbau der städtischen Säuglings- und Kinderfürsorge. Zu den *Fürsorgeämtern* in Ottakring und Rudolfsheim sollen zehn weitere hinzukommen. Zur Realisierung des Beschlusses kommt es jedoch erst nach Kriegsende durch die von Sozialdemokraten gebildete Stadtregerung. Mit Beschluss des Gemeinderats werden das Gesundheitswesen, die Säuglings- und Kinderfürsorge, die Armenpflege und einige weitere Agenden organisatorisch im *Wohlfahrtsamt* zusammengefasst. Von hier aus dirigiert Julius Tandler ab Ende 1920 als amtsführender Stadtrat den weiteren Ausbau der Gesundheits- und Familienfürsorge.

Da durch die Errichtung neuer Bezirksjugendämter und die funktionale Ausdifferenzierung des Fürsorgesystems immer mehr Fürsorgerinnen benötigt werden, greift Tandler in die Personalpolitik der Gemeinde ein. Er stellt den Antrag, auch junge Frauen ohne Matura an den Bezirksjugendämtern und parallel dazu an der städtischen *Akademie für soziale Verwaltung* auszubilden. Drei Jahre Bürgerschule, eine anschließende Berufslehre oder eine einjährige Handelsschule sollen als Vorbildung genügen. Bevorzugt werden Bewerberinnen mit Erfahrungen als Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Heimerzieherinnen, Altenpflegerinnen und Krankenschwestern.⁷⁹ Der Gemeinderat geneh-

78 Erwin Baur, Eugen Fischer, Fritz Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Band 1, *Menschliche Erblichkeitslehre*, 1. Auflage München 1921, 2. Auflage München 1923; in späteren Auflagen bis 1936: *Menschliche Erblehre und Rassenhygiene*.

79 Vgl. Personalangelegenheiten. In: *Blätter für das Wohlfahrtswesen*, 29 (1930), Nr. 279, 135.

migt Tandlers Antrag unter der Voraussetzung, dass die neuen Fürsorgerinnen ein niedrigeres Gehalt beziehen als die schon im Dienst stehenden.

Dass nur Frauen den Beruf der Fürsorgerin wählen können, begründet Tandler mit ihrer natürlichen Disposition zur Sorge für Kinder. Sie tragen, argumentiert er, hohe Verantwortung für den Nachwuchs der Gesellschaft, oder in den Worten Goldscheids, für die »Bewirtschaftung organischen Kapitals«. Es ist quasi eine Verdoppelung des »Pflichtenbuches« der Frauen: Als Verheiratete sollen Frauen gesunde Kinder gebären und aufziehen und die Hilfsangebote der Familienfürsorge annehmen. Als ledige Fürsorgerinnen sollen sie Mütter, Väter und Großeltern in ihrer Pflege- und Erziehungsleistung observieren und beraten, die Sauberkeit im Haushalt prüfen und den Pflegezustand von Säuglingen und Kleinkindern beurteilen. 1929 formuliert Tandler den Grundsatz der *wissenschaftlichen Methode in sozialer Wohlfahrtsarbeit*. Im folgenden Zitat sind begriffliche und theoretische Anleihen bei Rudolf Goldscheid leicht erkennbar.

»Der moderne Kollektivismus als eine Erscheinung der heutigen Gesellschaft hat die Hilfsbereitschaft gesetzlich gefaßt, die Hilfeleistung unter gesellschaftliche und wissenschaftliche Normen gebracht. Aus der Freiwilligkeit ist Verpflichtung, aus dem Gutmühen des Einzelnen ist wissenschaftlich begründete Praxis geworden. [...] Unser ganzes Helfertum im modernen Staat und in der modernen Wirtschaft (sic!) ist zur *Exekutive der Bevölkerungspolitik* geworden. Ziel und Aufgabe [...] ist die *Bewirtschaftung organischen Kapitals*, das durch die in einem Gemeinwesen lebenden Menschen dargestellt ist. Soll also dieses Kapital verwaltet werden, soll es erhalten, unter Umständen vermehrt, *in seiner Qualität gesteigert* werden, so ist dazu Wirtschaftlichkeit, Ökonomie, also *Menschenökonomie* notwendig.«⁸⁰

Mit der Umsetzung dieses Vorhabens verbreitert und diversifiziert sich die Arbeit der Fürsorgerinnen. 1918 sind 91 Fürsorgerinnen bei der Stadt Wien angestellt, 1927 sind es 135. Im selben Jahr werden auf Betreiben Tandlers erstmals 32 Hilfsfürsorgerinnen aufgenommen. 1931 stehen schon 278 Fürsorgerinnen im Dienst der Gemeinde Wien. Im Jahr 1934 werden in Wien 760 und 1961 938 Fürsorgerinnen gezählt.⁸¹ Sie bilden die größte Gruppe im Personal des Wohlfahrtsamtes.⁸² Die allermeisten sind in der Familienfürsorge und oft zugleich in der Schulfürsorge tätig. Tbc-Fürsorgerinnen stellen nur ein Viertel aller Fürsorgerinnen.⁸³

Die Fürsorgerinnen, die Tandler bei seinem Amtsantritt als regierender Stadtrat Ende 1920 vorfindet, haben verschiedene Schulen und Ausbildungen hinter sich. Einige sind Absolventinnen der 1912 gegründeten »Vereinigten Fachkurse für Volkspflege« von

80 Julius Tandler, *Die wissenschaftliche Methode in sozialer Wohlfahrtsarbeit*. In: Österreichische Blätter für Krankenpflege, 5 (1929), Heft 9, 129–137, hier 129.

81 Statistisches Amt der Stadt Wien, Hg., *Die Häuser-, Wohnungs- und Volkszählung in Wien vom 1. Juni 1951*. Mitteilungen aus Statistik und Verwaltung der Stadt Wien Jg. 1953 Sonderheft 3, Wien 1953, 77; Österreichisches Statistisches Zentralamt, Hg., *Ergebnisse der Volkszählung vom 21. März 1961*. Wien 1964, 61.

82 Gemeinde Wien, Magistratsabteilung 7, Hg., *Das Jugendamt der Stadt Wien*, Wien 1933, 30.

83 Marie Köstler, Die Fürsorgerin. In: *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich*, herausgegeben von der Arbeiterkammer in Wien, Wien 1930, 281–294, hier 289.

Ilse Arlt, andere sind Absolventinnen der 1916 gegründeten »Fachkurse des Wiener Jugendamtes«. ⁸⁴ 1918 beginnt die Städtische Akademie für soziale Verwaltung» Fürsorgerinnen auszubilden. ⁸⁵ Einige werden an der »Reichsanstalt für Mutterschutz und Säuglingsfürsorge« ausgebildet. Andere kommen aus Lehrerbildungsanstalten, die einführende Vorträge über Kinder- und Jugendfürsorge anbieten. ⁸⁶ Fürsorgerinnen, die einen Fachkurs der Moll-Schule ⁸⁷ besuchen, sind auf Säuglingsfürsorge und Mutterberatung spezialisiert. Sie arbeiten an 16 privaten Mutterberatungs- und neun Schwangerenfürsorgestellen, die eine Zeit lang *neben* den städtischen Fürsorgeeinrichtungen bestehen. ⁸⁸ Alle diese Institutionen forcieren die berufliche Ausbildung von jungen Frauen mit mittlerer und höherer Schulbildung. Etwa 60 % der jungen Frauen haben Matura, acht Prozent ein Hochschul-Studium. Wohl die meisten kommen aus christlichsozialen Beamtenfamilien. ⁸⁹

Hingegen sind die von Tandler ab 1927 eingestellten Hilfsfürsorgerinnen Töchter von Facharbeitern und Meistern, Beamten, Geschäftsleuten und Offizieren. Vom ersten Tag an leisten sie Dienst an einem der Bezirksjugendämter. Ab 15 Uhr sind sie für einen zweijährigen Ausbildungskurs an der Städtischen Akademie für soziale Verwaltung vom Dienst freigestellt. Sie werden zunächst Hilfsfürsorgerinnen genannt, als C-Beamtinnen eingestuft und schlechter bezahlt als die Hauptfürsorgerinnen. Tandler argumentiert den neuen Typus der Fürsorgerin sinngemäß so: Junge Frauen aus der unteren Mittelklasse würden Probleme der Fürsorge-Klientel genauer kennen, deren Sprache sprechen und sich weniger leicht »an der Nase herumführen« lassen als Frauen aus gutbürgerlichen Häusern. Nach dem Ende der zweijährigen Ausbildung in Praxis und Theorie rücken Hilfsfürsorgerinnen in den Status von Fürsorgerinnen auf. Die Standesvertretung der Fürsorgerinnen protestiert scharf gegen die Personalreform Tandlers. Sie befürchtet die Abwertung des Berufsstandes. ⁹⁰

Zu den Hilfsfürsorgerinnen zählen in den ersten Jahren ihrer Berufslaufbahn meine Interviewpartnerinnen Olga Ocenasek und Dora Hostovsky. Ihre Ausbildung beginnen sie nach einigen Jahren als Angestellte in Schulen, im elterlichen Gewerbebetrieb, in Verlagen und Wirtschaftsunternehmen. Wie alle Kandidatinnen bewerben sie sich am städtischen Wohlfahrtsamt. Sozialdemokratische Netzwerke der Eltern sind nützlich. Die neuen Fürsorgerinnen verehren ihren »Herrn Professor«. Eingesessene Fürsorgerinnen

84 Vgl. Ausbau der städtischen Jugendfürsorge. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen, 16 (1917), 101–110, hier 108.

85 Vgl. Unterweisungen über Jugendfürsorge. In: Zeitschrift für Kinderschutz, 11 (1919), Nr. 12, 172, 281

86 Vgl. Fürsorgeschulen in Österreich. In: Zeitschrift für Kinderschutz, 19 (1927), 7/8, 120–121.

87 Vgl. Leopold Moll, Die Säuglingsfürsorgerin. In: Zeitschrift für Kinderschutz 10 (1918), 8/9, 208–2014.

88 Leopold Moll, Vier Jahre ärztliche Fürsorgearbeit in der Kriegspatenschaft nebst kurzen Bemerkungen zu meinem Vorschlage der Mutterräte. In: Wiener klinische Wochenschrift 69 (1919), 9–18.

89 Susanne Birgit Mittermeier, Die Jugendfürsorgerin. Zur Professionalisierung der sozialen Kinder- und Jugendarbeit in der Wiener städtischen Fürsorge von den Anfängen bis zur Konstituierung des Berufsbildes Ende der 1920er Jahre. In: L'Homme 5/2 (1994), 102–120, hier 116, 119.

90 WStLA, M.Abt. 207 A 28 3 (Personalvertretung der Hauptfürsorgerinnen). Konzept eines Schreibens der Personalvertretung der städtischen Fürsorgerinnen an den Verband der Angestellten der Stadt Wien vom 10. 3. 1929. Zit. n. Andreas Weigl, »Fürsorgliche Belagerer«. Bürgerliche Fürsorgerinnen im »Roten Wien«. In: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 66 (2010), 319–335.

sehen es mit Argwohn. Tandler ist sich dessen bewusst und bezeichnet die Hauptfürsorgerinnen ironisch als »Hofratstöchter«, eine Metapher für ihre Herkunft, vielleicht auch für ihre politische Einstellung.⁹¹ Die neuen Hilfsfürsorgerinnen spüren deutlich, dass sie in den Bezirksjugendämtern nicht willkommen sind.

Wie Tandler sagt, bilden die Sprengelfürsorgerinnen »die Exekutive« in seinem biopolitischen Projekt. Wie und warum die Fürsorgerinnen eine vorläufige *Kindesabnahme* beantragen, geht im Detail aus autobiographischen Erzählungen hervor. In den folgenden zwei Fallstudien schenke ich dem Werdegang von Frau Ocenasek und Frau Hostovsky bis zu ihrer Anstellung am städtischen Jugendamt besondere Aufmerksamkeit. Anschließend kommen ihre Einsätze als Hilfsfürsorgerinnen bzw. als Fürsorgerinnen an verschiedenen Bezirksjugendämtern zur Sprache.

2.7.1 »Unter dem Glassturz«

1901 wird Olga Ocenasek als zweites Kind einer jüdischen Mutter geboren. Mit einem katholischen Vater bleibt sie zunächst »konfessionslos«, wird aber nach Eintritt in die Volksschule 1907 katholisch getauft, um erwartbaren Nachteilen vorzubeugen. In unserem ersten Gespräch sagt Frau Ocenasek, sie sei »in allen Religionen aufgewachsen«.

»Ich wurde erst getauft, kurz nachdem ich in die Schule kam. Da musste ich eine Religion haben und das hat bewirkt, dass ich die erste Schulwoche in drei Religionsstunden gehen musste, in die evangelische, in die katholische und in die jüdische. Aber ich war in allen Sparten zuhause, denn bei uns zuhause sind alle (religiösen) Feste gefeiert worden. Meine Mutter hatte eine Freundin, die war evangelisch, und da wurde beschlossen, dass die Kinder meiner Eltern evangelisch erzogen werden sollten. Mein Großvater mütterlicherseits war ein frommer Jude. [...] Solange er noch seine eigene Wohnung gehabt hat, haben wir die jüdischen Feste beim Großvater gefeiert und die katholischen Feste wurden zu Hause gefeiert. Also ich bin sozusagen in allen Religionen aufgewachsen.«⁹²

Die folgende Geschichte bildet den Höhepunkt in einer längeren Erzählung über Großeltern und Eltern. Es geht um eine religiös und antisemitisch begründete Gewalthandlung der ledigen, katholischen Mutter von Olgas Vater.

»Meine Eltern waren Arbeiter, denn dass meine Mutter sich später selbständig gemacht hat, ändert nichts am *Grundstock*. Mein Vater war ein uneheliches Kind. Seine Mutter war eine Köchin und sie war eine sehr sehr fromme Katholikin. So fromm, dass sie die Heirat ihres Sohnes mit einer Jüdin *absolut abgelehnt* hat und meine Mutter

91 Vgl. Gabriele Ziering, 90 Jahre Jugendamt Ottakring 1913 bis 2003. Von der Berufsvormundschaft zur Jugendwohlfahrt der MAG ELF (Wien 2002).

92 Interview 5 mit Olga Ocenasek, geboren 1901 in Landstraße, Wien 3. Kursivierungen notieren hier und in allen folgenden Zitaten aus Interviews die Hervorhebung eines Satzteils oder Wortes durch die Sprecher*innen. Ich hebe hervor, was die Erzähler*innen stimmlich betonen und offenbar für wichtig halten. Erläuterungen, Informationen und Auslassungen [...] setze ich in runde Klammern. Abbrüche eines Satzes markiere ich mit / oder mit //, wenn keine Fortführung des Gedankens erfolgt.

mit *Steinwürfen* bedacht hat, sodass mein Vater, wie sie gemeinsam gegangen sind, bitteschön das wurde mir erzählt, damals hat man Havelock⁹³ getragen, das war ein Mantel mit einer Pelerine rundherum, und da hat er meine Mutter *eingehüllt*, um sie vor (den Steinen) seiner Mutter zu schützen. Er hat auch ganz *gebrochen* mit seiner Mutter [...].«

Frau Ocenasek bezeichnet ihre leiblichen Eltern als »kleinbürgerlich«. Als Beleg führt sie den Aufstieg des Vaters zum Teilhaber einer Firma und die Gründung eines Niedergeschäfts durch die Mutter sowie die Bildungsambitionen beider Eltern und regelmäßige Stunden bei einer Klavierlehrerin an. In der folgenden Sequenz tritt ein durchgehendes Thema von Frau Ocenasek in den Blick.

»Wir haben einen kleinbürgerlichen Status gehabt, also es war *keine* Arbeiterfamilie. Meine Eltern waren geistig sehr rege, kurzum, ich hab Klavier spielen gelernt. Und da kam ich zuerst zu einer Klavierlehrerin, die hat Hühner und Hasen in der Parterre-Wohnung gehalten. Dort hat es gestunken, dass es ein Graus war. Und *sie* hat gestunken und alles war so *unsauber* und ich hab, *das ist mir angeboren*, eine Abneigung gegen Dreck, gegen Dreck in naturalistischer Hinsicht, aber auch in geistiger Hinsicht. Da hat es einen Roman von (Jakob) Wassermann gegeben, und da steht ein weibliches Wesen wie unter einem *Glassturz*. Und so ist es mir auch vorgekommen. *Es kommt der Dreck nicht an mich heran*.«

Olgas Vater, Robert Ocesanek, wird stiller Teilhaber jenes Lacke produzierenden Unternehmens, in das er nach Abschluss der Lehre als Lichtdrucker eingetreten ist. In der Erinnerung seiner Tochter und auf einer stark inszenierten Aufnahme eines Wanderfotographen mit zwei Kollegen zeigt er im Alter von etwa 50 Jahren alle Merkmale eines selbstbewussten leitenden Angestellten. Vermutlich sind die beiden Männer, die mit ihm posieren, aus derselben Branche.

Von Kollegen in der Fachgewerkschaft wird der Einstieg als Teilhaber der Firma als Wechsel auf die Unternehmerseite wahrgenommen. Sie setzen Robert Ocenasek auf eine schwarze Liste der Gewerkschaft und kein Unternehmen der Branche darf ihn mehr einstellen.

»Meine Mutti hat den Braten schon gerochen, denn die Firma hat finanzielle Schwierigkeiten gehabt. [...] Das dicke Ende dieser Geschichte war, dass der große Sozialist, der mein Vater von Haus aus war und in der Gewerkschaft ein bekannter Mann gewesen sein muss, plötzlich von der Gewerkschaft abgelehnt wurde, und es hat keiner (kein Unternehmen seines Faches) in Wien mehr mit ihm arbeiten wollen. Und mein Vater musste nach Prag gehen, wo er wieder in einer leitenden Position war, aber Prag war weit weg. Kollegen aus Prag sind zu meiner Mutter gekommen und haben ihr gesagt, sie muss schauen, dass sie ihn wieder herbringt, denn er versauft sich dort *total*, er geht

93 Der Havelock-Mantel wird im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert von Männern getragen. Er ist nach Henry Havelock, einem britischen Generalmajor benannt. Der Mantel hat Ärmelöcher, aber keine Ärmel. Unter dem Kragen ist eine bis zum Ellbogen reichende Pelerine, ähnlich einem Cape, angenäht. Sie bedeckt Schultern und Oberarme.

zu Grund. Und da hat sich meine Mutter zamgepackt und ist zur Gewerkschaft gegangen. [...] Kurzum, es ist ihr gelungen, dass mein Vater wieder in Wien arbeiten durfte – von der Gewerkschaft aus, *so stark* war die Gewerkschaft.«

Abb. 1: Robert Ocenasek (vorne) und Kollegen.



Olgas Mutter führt in Wien Landstraße ein Mieder-Geschäft, in dem sie aus industrieller Rohware Mieder nach Maß für ihre Kundinnen herstellt. Um 1920 gerät der Vater mit dem Firmeninhaber in Streit und scheidet aus dem Unternehmen aus. Er findet keine Anstellung mehr, die seinem Status entsprechen würde und bleibt erwerbsarbeitslos,

doch unter Anleitung seiner resoluten Ehefrau arbeitet er jeden Tag. Er kauft im Großhandel Zubehör für das Miedergeschäft ein und betreut den Haushalt, kocht, wäscht Geschirr und räumt die Wohnung auf. »Nur einmal in der Woche« – betont seine Tochter – kommt eine Putzfrau in die Wohnung. Die Umkehrung der herkömmlichen Arbeitsteilung bleibt Olga Ocenasek im Gedächtnis. Als Fürsorgerin vertritt sie die Meinung, erwerbsarbeitslos gewordene Männer sollten Arbeit im Haushalt übernehmen.

Frau Ocenasek beschreibt sich als kompetente und selbstbewusste Managerin ihres Lebens. In einer Reihe von locker assoziierten Geschichten zeigt sie einen sich schon früh verfestigenden Habitus. Sie zählt sich nirgendwo unzweifelhaft dazu, denn sie lasse sich von keiner Instanz – und sei es Professor Tandler oder einer der berühmten Lehrer an der Arbeiterhochschule (s.u.) – ihren Eigensinn nehmen. Den Wechselfällen des kapitalistischen Wirtschaftslebens ist sie freilich wehrlos ausgesetzt.

2.7.1.1 Schulbildung und Berufserfahrung

Volksschule und Bürgerschule absolviert Olga im Wohnbezirk der Familie, in Wien Landstraße. Sie möchte Lehrerin werden. Obwohl sie die Aufnahmsprüfung an einer Lehrerbildungsanstalt besteht, wird sie nicht aufgenommen. Frau Ocenasek führt dies auf den christlichsozialen Bürgermeister Karl Lueger zurück. Dass er Sozialisten und Sozialdemokraten vom Lehrberuf fernhält oder aus Schulen entfernen lässt, ist bekannt. Der prominenteste Fall ist Otto Glöckel, später Minister und ab 1922 Geschäftsführender Präsident des Stadtschulrats von Wien. Er ist ausgebildeter Volksschullehrer und muss aufgrund seiner sozialdemokratischen Gesinnung den Schuldienst verlassen. Im Fall von Frau Ocenasek ist die Begründung aber nicht schlüssig, denn weder ist sie zu dieser Zeit eine bekannte Sozialdemokratin, noch stimmt die Timeline. Sie bewirbt sich für die Lehrerinnenausbildung 1915, fünf Jahre nach Luegers Tod. Möglicherweise wird die Tochter eines Sozialisten an der christlichsozial dominierten Lehrerbildungsanstalt aus einer Art Familienhaftung abgelehnt. Nicht nur dies zerstört ihre Hoffnung. Auch die sich rasch verschlechternde wirtschaftliche Lage der Eltern verhindert ein Studium, als der Vater zwei Tage nach der Ermordung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Frau zum Militär eingezogen wird.

Ein älterer Lehrer in der Handelsschule schätzt Olga sehr und empfiehlt sie einer privaten Mittelschule als Sekretärin. Nach Absolvierung des Kurses wird sie an der Privatschule als Sekretärin des Direktors aufgenommen. Die Schule bietet Abendkurse für Burschen, die den Regelschulbetrieb nicht bewältigt haben. Olga darf abends in einer Klasse sitzen und »mitlernen«. Energisch tritt sie für Ordnung ein. Ich wähle nur eine Episode aus. Als eines Abends der Mathematiklehrer in die Direktion kommt und mitteilt, er habe keine Schüler in der Klasse, weil die »Herren Buam« wohl wieder einmal im nahen Grand Café Casapiccola⁹⁴ sitzen, geht sie schnurstracks dorthin. Dem Kellner, der sie nicht vorlassen will, droht sie mit der Polizei. Sie findet die Burschen im Hinterzimmer und fordert sie auf, sofort in die Klasse zurückzukehren.

94 Grand Café Casapiccola, Wien 7, Mariahilferstraße 1B/Ecke Rahlgasse, vgl. Das Wiener Kaffeehaus. Von den Anfängen bis zur Zwischenkriegszeit. Katalog zur 66. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1980, 74, 90.

1917 wechselt Olga in die Verwaltung einer Flugzeugfabrik, der ein Verwandter des Vaters als Direktor vorsteht. Nachdem sie erlebt, wie Arbeiter und Angestellte gegen verdorbenes Essen in der Kantine protestieren, lässt sie sich, gerade 18 Jahre alt, in die Sozialdemokratische Partei einschreiben: »Von dem Tag an bin ich Sozialdemokratin geworden!« Mit Kriegsende stellt die Flugzeugfabrik die Produktion ein. Olga hilft nun der Mutter im Miedergeschäft. Es kommt zu nicht näher ausgeführten Konflikten zwischen Mutter und Tochter. Wir hören nur das Resümee von Frau Ocenasek, das einmal mehr ihr hohes Selbstbewusstsein zeigt: »Und dann hat sich herausgestellt, dass ein so kleines Geschäft zwei *Inhaberinnen* nicht trägt!« Olga nutzt das Netzwerk der Mutter und wechselt in einen Textilbetrieb, der Heimarbeiterinnen beschäftigt. Olga ist die jüngste Mitarbeiterin im Büro und übernimmt dennoch die Aufgaben einer Manipulantin, die die Materialien an die Heimarbeiterinnen ausfolgt und ihre Löhne berechnet. Anfang der 1920er Jahre wird sie entlassen. Einmal in der Woche stellt sie sich vor dem Nordbahnhof in die lange Reihe von arbeitslosen Frauen und Männern, die sich mit einem Stempel im *Arbeitsbuch* bestätigen lassen, dass sie Arbeitslosenunterstützung beziehen. Der Wiener Volksmund bezeichnet den Vorgang bis heute als »Stempeln gehen«. Nach zwanzig Wochen erhält Olga keine staatliche Unterstützung mehr. Die nächsten Jahre kann sie »nichts« kaufen, vor allem keine neuen Kleider, die ihr wichtig sind. Auch das Geschäft der Mutter geht immer schlechter. Olga wohnt weiterhin bei den Eltern. An eine »eigene« Mietwohnung ist nicht zu denken. Ein Gelegenheitsjob führt sie als Verkäuferin mit einem Bauchladen auf die Wiener Messe. Der Verkaufserlös soll Kriegsinvaliden zu Gute kommen. Einen Mann, der sich als Beamter der Schweizer Botschaft ausgibt und ihr den Hof macht, hält sie für einen Hochstapler und droht ihm mit der Polizei. Sie schließt die Geschichte mit einer Evaluation, in der sie mir ihre »innere Stärke« erläutert.

»Sehen Sie, und da hab ich mir gedacht, schauen Sie, ich hab ja ein Zuhause gehabt, ich hab eine gewisse Stärke in mir gehabt. Und jetzt stellen Sie sich so ein kleines Mädchen vor, das Hunger hat, nichts anzuziehen hat und der (Mann) macht ihr solche Anträge. Na, *die fällt um, man darf sie gar nicht verurteilen.*«

Der Wiener Heilpädagoge Hans Asperger spricht in seinem Lehrbuch von Mädchen, die Männer anlocken. Er bezeichnet sie als »abartig« und als gefährlich für die Gesundheit des Volkes.⁹⁵ Ich halte es für wahrscheinlich, dass Frau Ocenasek diesen Diskurs irgendwann in ihrem Berufsleben kennenlernt. Ohne eine exakte *timeline* – wie im Traum – assoziiert sie weitere Erlebnisse, die belegen, dass sie eine nicht in Ehe und Familie domestizierte Sexualität mit »Schmutz« und »Verfall« assoziiert. Trotz ihrer Selbstermahnung, Verständnis für arme oder für »gefallene« Mädchen aufzubringen, wird deutlich, dass sie ein verführtes oder ein verführendes Mädchen mit *Schuld* verbindet, genau so wie Psychiater, medizinische Heilpädagogen, Heimleiter und Heimerzieher im Fürsorgesystem.

Erste Erfahrungen in Sozialberufen macht Olga Ocenasek, als sie jeweils nur für wenige Wochen als Aushilfserzieherin in einem städtischen Kinderheim und als Aushilfs-

95 Vgl. Hans Asperger, Heilpädagogik. Einführung in die Psychopathologie des Kindes für Ärzte, Lehrer, Psychologen und Fürsorgerinnen, Wien 1952 und spätere Auflagen.

pflegerin in einem Pflegeheim arbeitet. Die hier anfallenden Arbeiten findet sie nicht interessant. Auch irritiert sie, dass sie einem kleinen Mädchen, das nicht essen will, beinahe ins Gesicht schlägt. Sie spürt, dass das Kinderheim körperliche Gewalt generiert. Ohnehin will sie »höher hinaus«. Der Hausmeister des Miethauses, in dem die Mutter ihr Niedergeschäft betreibt, ist Fürsorgerat. Das ist der offizielle Titel eines im Bezirk angesehenen Bürgers, der ehrenamtliche Aufgaben der Erwachsenenfürsorge übernimmt. Zu seinen Aufgaben zählt die Verteilung geringer Geldaushilfen und die Ausstellung eines »Armutszeugnisses«, das ledige Mütter zum Bezug von Ausspeisungen und zur Aufnahme von Mutter und Kind in das Zentralkinderheim berechtigt. Von seiner Tochter hört der Fürsorgerat von Olgas Wunsch, Fürsorgerin zu werden. Er vermittelt ihr ein Gespräch mit dem Amtsleiter des Bezirksjugendamtes Landstraße.

»Anfangs war er einigermaßen zugeknöpft. Aber nachdem wir eine Zeit lang miteinander gesprochen haben, hat er mir tatsächlich eine Empfehlung gegeben für den Professor (Tandler). Und dann bekam ich eine Vorladung. [...] Ich war ohne Hut. Die Damen, die sich auch dort vorgestellt haben, die waren alle mit Hut und haben gefunden, ich könnte doch nicht ohne Hut zum Professor hineingehen. (siehe die Abb. 2, in der eine sehr junge Fürsorgerin mit hellem Hut einer kinderreichen Familie einen Hausbesuch abstattet.) Das hat mich furchtbar unterhalten (belustigt). Und grad wie ich so im Lachen war, kommt der Professor und ruft mich und sagt, Was lachst Du denn so? (Tandler duzt alle jungen Frauen und auch seine jungen Angestellten.) Sag ich, Herr Professor, bitteschön, darf ich mich jetzt nicht vorstellen, weil ich keinen Hut auf habe? [...] Nun, das was ich wollte, Fürsorgerin (Hilfsfürsorgerin) werden, so weit war er in seiner Vorarbeit noch nicht. Und er hat gemeint, ob ich nicht Krankenpflegerin werden möchte, (das sei doch auch ein) Sozialberuf. [...] Ich war einverstanden. Ich wurde zur Frau Dr. Stein geschickt, die hat mir etwas Gedrucktes in die Hand gegeben, was man alles tun und nicht tun darf und muss, wenn man in die Pflegerinnenschule aufgenommen werden will. Dann hab ich mir das durchgelesen. Da war ich *entsetzt*, denn ich hab zu der Zeit schon mehr politisch gearbeitet und zwar in der sogenannten Unterrichtsorganisation der Landstraße (Bezirk Wien Landstraße) der sozialistischen Partei. Nein, das wäre ja *wie im Kloster* gewesen, diese Pflegerinnenschule, das hat mir gar nicht gepasst. Jetzt hab ich den Sekretär vom Herrn Professor Tandler angerufen und hab gesagt, das mag ich nicht. Hat mich der Professor Tandler noch einmal zu sich kommen lassen, hat mir schön zugeredet und gesagt: Du willst doch was verdienen? Sag ich, ja, aber ich will eine *Fürsorgerin* werden. Da ist ihm die gute Idee gekommen, ich soll halt wenigstens derweil als Aushilfspflegerin gehen (bis die Aufnahme in die städtische Akademie möglich ist). Damit war ich einverstanden. Also er war mir sehr gewogen, der liebe Tandler.«

Doch Olga Ocenasek tritt die ihr von Tandler angebotene Stelle als Aushilfspflegerin nicht an. Die sozialdemokratische Partei ihres Bezirks empfiehlt sie für einen halbjährigen Kurs an der *Arbeiterhochschule*, »wo man nur Politik lernt«, wie Frau Ocenasek sagt. Dort geht sie hin.

»Da hat der (Otto) Bauer vorgetragen und der (Karl) Renner und der (Zsigmond) Kunfi aus Ungarn⁹⁶ und der Major Eifler (vom Republikanischen Schutzbund), den ich gar nicht mögen hab. (An anderer Stelle erzählt Frau Ocenasek, schon als Kind Bertha von Suttners *Die Waffen nieder!* gelesen zu haben. Möglicherweise ist ihr Eifler, der den Schutzbund militärisch führen will und darüber mit General a.D. Theodor Körner einen Streit führt, auch deshalb suspekt). Also im Kurs von mir war der nachmalige Präsident Jonas (Bundespräsident der Zweiten Republik), von den Journalisten der Karl-Heinz Seiler und der Ernst Winkler von Niederösterreich. Ich bin ja eine Niete gewesen, weil ich mich in einen so strikt geführten Lehrbetrieb nicht einfügen konnte. Ich hab eine eigene Meinung gehabt, die hab ich auch der Partei zuliebe nicht aufgegeben. I bin a guade Fürsorgerin, i bin ein sozialer Mensch geworden, *alles aber kein Bonze*.«

Tandler betont mehrmals, dass die von ihm aufgebaute Familienfürsorge allein wissenschaftlichen Erkenntnissen zu folgen und mit Parteipolitik nichts zu tun habe. Als er von Olgas Eintritt in die Arbeiterhochschule erfährt, fühlt er sich angeblich hintergangen. Jedenfalls lehnt er wenig später ein erneutes Ansuchen Olgas um Aufnahme in die Akademie für soziale Verwaltung ab. Daraufhin wartet Olga eines Abends vor seinem Büro in der Rathausstraße. Tandler fragt sie, was sie hier mache, sie sei doch jetzt Arbeiterhochschülerin.

»Sag ich, davon kann ich aber nicht runterbeißen (davon kann ich nicht leben). Warum sind sie denn so böse auf mich, deswegen muss ich noch lang keine Bonze (Parteifunktionärin) werden! Vierzehn Tage später hab ich die *Einberufung* gehabt, und so wurde ich Fürsorgerin. So lang der Tandler war, wars ein *herrliches* Arbeiten im Jugendamt, wirklich. [...] Denn was nach ihm gekommen ist, hat nicht die Größe gehabt.«

2.7.1.2 Olga Ocenasek wird Hilfsfürsorgerin

Im Dezember 1927 wird Olga Ocenasek als Hilfsfürsorgerin der Gemeinde Wien eingestellt. Vormittags arbeitet sie am Bezirksjugendamt Simmering und nachmittags ist sie Schülerin an der Akademie für soziale Verwaltung. An Lehrende oder Unterrichts-Gegenstände kann sie sich kaum erinnern. An den Vormittagen am Jugendamt wird sie mit der Missgunst der etablierten Fürsorgerinnen konfrontiert. Tandler erhält die Erlaubnis des Gemeinderats, neue Fürsorgerinnen einzustellen, nur unter der Bedingung, dass sie billiger sein müssten als jene, die er bei seinem Amtsantritt 1920 vorfindet. Frau Ocenasek: »Wir waren ja Lohndruckerinnen am Anfang«. Ein Boykott der Hauptfürsorgerinnen am Bezirksjugendamt Simmering zwingt die junge Hilfsfürsorgerin einige Vormittage zur Untätigkeit.

»Und da bin ich ein paar Tage lang Roman lesend im Amt gesessen. Und die erste, die dann gefunden hat, na so geht das nicht weiter, war bezeichnenderweise eine nachmalige Nazisse, eine *mords* Nazisse (Nationalsozialistin). Die hat mich erstmalig mit-

96 Zsigmond Kunfi steht 1919 mit Georg Lukács an der Spitze des Volkskommissariats für Bildung der Ungarischen Räterepublik, einer kurzlebigen und frühen Form der »Gegen-Demokratie« im Sinn von Pierre Rosanvallon. Vgl. ders. *Die Gegen-Demokratie. Politik im Zeitalter des Misstrauens*, Hamburg 2017.

genommen auf Hausbesuche. Und da ist mir das erste Mal passiert, dass mir eine wütende Mutter eine brennende Petroleumlampe nachgeschmissen hat, weil man ihr ein Kind weggenommen hat, ein *vollkommen verdrehtes* Kind. Bittschön die Abnahme war nicht zu Unrecht, aber da war ich zum ersten Mal konfrontiert mit der *Aufwallung* der gekränkten Mutter [...]. Wie weit der Fall (die Abnahme des Kindes) berechtigt war, konnte ich ja noch nicht beurteilen.[...] Der Professor Tandler wurde von den schon vorhandenen Fürsorgerinnen nicht sehr geliebt (dafür), dass er ihnen da eine andere Fürsorgerin, die keine Mittelschule haben durfte//er hat darauf bestanden, dass jetzt Leute in die Fürsorge aufgenommen werden, die keine Matura haben, weil er sich davon versprochen hat, dass die mehr Verbindung zum Volk hätten. Meiner Meinung nach hat er nur zum Teil Recht gehabt, denn nicht jeder, der von klein (von unten) kommt, bleibt klein. Man vergisst leicht, wie es einem selber ergangen ist. Ja, und da war also ein gewerkschaftlicher Kampf. Die angestammten Fürsorgerinnen wollten die neuen Fürsorgerinnen nicht aufkommen lassen. [...] Naja, insofern wurde das dann geregelt, als die Fürsorgerinnen, die schon da waren, die teilweise Lehrerinnenausbildung hatten, die wurden *Hauptfürsorgerinnen* genannt, und wir waren die *Hilfsfürsorgerinnen*. Und Hilfsfürsorgerinnen haben sich im Lauf der Jahre hinaufgearbeitet bis zur voll anerkannten Fürsorgerin.«

Bei ihren Hausbesuchen nimmt Olga Ocenasek zu allererst Ordnung und Unordnung im Haushalt wahr. Bei Hinweisen auf Konflikte in der Familie, die ein Kind schädigen könnten, neigt sie dazu, ein Kind oder mehrere Kinder »auf Verdacht« abzunehmen. Das ist auch in Tandlers Sinn. Die Klärung der Frage, ob das Kind gefährdet ist oder bereits Anzeichen der Verwahrlosung zeigt, überlässt die Fürsorgerin den Expertinnen und Experten. Wenn Frau Ocenasek darüber erzählt, schwankt sie zwischen der sonst oft sarkastischen Kommentierung der Kindesabnahme und leisen Zweifeln an dem von ihr erwarteten Vorgehen auf Verdacht. Die Nachrichten über Verdachtsmomente kommen aus der Mutterberatung und aus der Schulfürsorge, von Nachbarinnen und Nachbarn oder von einem sich benachteiligt fühlenden Elternteil.

»Also zu meiner Zeit war alles auf Hausbesuch aufgebaut [...] und auf dem intensiven persönlichen Kontakt/aufs Plauschen. Das war nicht schlecht. Und dann war ja/rein gesetzlich hatten wir ja unsere Pflichtbesuche. [...] bei den ganz kleinen (Kindern), die nicht bei ihren Eltern waren, Pflegekinder, da waren die Pflichtbesuche [...] alle Monate [...] also da haben wir ja unsere Listen gehabt. Und wenn man in die Gegend gegangen ist, hat man sich vorher die Namen herausgeschrieben, bevor man weggegangen ist aus dem Amt. [...] Welches Kind ist da in der Nähe, und das besucht man dann. Wir haben ja auch nachweisen müssen, [...] wann wir wen besucht haben auf einer Liste. Das wurde ja kontrolliert. Und dann hatten wir [...] diese *Kinderkarten*. Das waren Karten mit Name, Adresse, Geburt, Geschwister, Eltern, kurzum die ganzen Personsalien waren vorne am Kopf (des Formulars). Und die Besuche mussten eingetragen werden. Und was wir bei dem Besuch erlebt haben. Vormittags (nach Abschluss der Ausbildung an der Sozialakademie) haben wir die Besuche gemacht und dann haben wir die Schreibarbeit (im Jugendamt) gehabt. Und dann haben wir (auch) Mutterberatungs-Dienst gemacht. Aber das Wesentliche war ja doch der *Hausbesuch*.«

Auf meine Nachfrage, wie sie eine Misshandlung, eine Gefährdung oder Verwahrlosung eines Säuglings oder eines Kleinkindes entdecken kann, antwortet Frau Ocenasek mit der Geschichte einer Kindesabnahme, die sie als bereits erfahrene Fürsorgerin vornimmt:

»Es gibt ja *Misshandlungen*, die man zunächst gar nicht merkt. Ich werde Ihnen einen (solchen) Fall erzählen. Ich war schon länger bei der Gemeinde (im Fürsorgedienst), da hatten wir über ein Kind ständig *Schulklagen*. Dieses Kind war aber *ein braves Kind*, aber es konnte (in der ersten Klasse Volksschule) nicht mit. Jetzt ist vermutet worden – da war man ja schon weiter in der Psychologie, dass es vielleicht krank sei. Das Kind wurde (vom Schularzt) untersucht [...] dem Kind hat organisch gar nichts gefehlt. Was ist los mit dem Kind? Und der Zufall hat mir geholfen. Wenn in einer Familie *ein Streit ausbricht*, ist es für die Fürsorge immer sehr günstig, denn da tratscht einer über den andern. So wie in der Schule oder bei Verbrechern, wenn einer verpiffen wird [...] Und ein Verwandter dieses Kindes, ein Erwachsener, ist ins Jugendamt gekommen und hat gesagt, dass die Kleine *schlecht behandelt* wird. Das war eine Stiefmutter.«

Zur Erläuterung: Der Vater des Kindes lebt in zweiter Ehe und bringt ein Mädchen in den Haushalt mit. In zeitgenössischer Terminologie gilt die Familie somit als »Stieffamilie« und das Kind als »Stiefkind« der zweiten Ehefrau des Vaters. Die Information der Volksschule an das Jugendamt über eine Lernschwäche des Mädchens, sowie ein Verwandter der leiblichen Mutter des Kindes, der vielleicht im Auftrag der leiblichen Mutter am Jugendamt vorspricht und behauptet, das Kind werde in der »Stieffamilie« schlecht behandelt, ergeben für die Fürsorgerin einen Anfangsverdacht.

»Ich bin in das Haus hingegangen. Die Situation war folgendermaßen: Im Halbstock am Fenster sitzt ein junger Mann lesend (wohl ein Halbbruder des kleinen Mädchens), oben bei der Tür stand ein kleines Mädel und klopft. Es rührt sich aber nix, es macht niemand auf. Sag ich, warte, jetzt werden wir stärker klopfen, ich werd dir helfen. Haben wir beide geklopft. Kein Mensch hat aufgemacht. Auf einmal sagt der junge Mann, da könnens lang klopfen, da is niemand daham. – Und da lassens das Kind so nutzlos klopfen? Da bin ich *hellhörig* geworden. Naja, also dann sind sie heimgekommen, die Mutter und der Vater und noch ein paar Kinder. Dann waren wir sozusagen vollzählig. Und da hab ich denen *an den Kopf geworfen*, dass ich gehört habe, dass das Kind misshandelt wird, und zwar von der Frau. Die kriegt einen hysterischen Anfall, haut sich auf den Boden hin, schreit wie am Spieß. Und jetzt kommt ein *Merkmal*: die ganzen Familienangehörigen haben sich um sie bemüht, nur mein kleines Mädel ist im Eck gestanden, versteinert und hart und teilnahmslos. Und da hab ich eingehakt, ich hab gesagt: Nachdem sich alle so aufregen, die Kleine *kann nicht normal sein*! Hab sie gleich mitgenommen. Denn das Jugendamt hat im Verdacht der Misshandlung, im *begründeten* Verdacht, das muss schon sein, eine *Sofortabnahme* machen können. Ich habs also riskiert, ich hab die Kleine gleich mitgenommen. Und dort (in der KÜSt? In einem Kinderheim?) wurde sie zu einer *Lachtaube*.«

Auch wenn die Beobachtungen des Kindes an der Kinderübernahmestelle oder an der heilpädagogischen Ambulanz der Universitäts-Kinderklinik zu dem Ergebnis gelangen sollten, das Kind sei »ganz normal«, würden der Fürsorgerin aus der präventiven Abnah-

me keine Schwierigkeiten entstehen. Beim Hausbesuch der Fürsorgerin zeigt das Mädchen offenbar keine Verhaltensauffälligkeiten. Geduldig wartet es an der Wohnungstür, als sich Eltern und Geschwister etwas verspäten. Frau Ocenasek bemerkt dazu: »Also wie soll das jemand sehen. Es war ja nur ein Glück, dass die gestritten haben.« Was sie nicht sagt ist, dass sie mit ihrer Behauptung, die »Stiefmutter« misshandle das Kind, eine heftige Reaktion der Frau provoziert. Was die Fürsorgerin in der kurzen Szene sehen kann, ist einzig eine wütende Frau und ein vom Geschehen verständlicherweise eingeschüchtertes sechsjähriges Mädchen. Ob es sich selber »an den Rand« stellt oder an den Rand gedrängt oder gar misshandelt wird, kann auch die erfahrenste Fürsorgerin nicht erkennen. Dass Mitglieder der Familie gewalttätig wären, deutet Frau Ocenasek mit keiner Silbe an, und sie würde es gewiss erwähnen, hätte sie irgendeinen Beleg. Die Aussage eines Verwandten der leiblichen Mutter am Jugendamt, das Mädchen werde schlecht behandelt, kann verschiedenes bedeuten. Wir wissen nicht, ob und warum offenbar ein Pflegschaftsgericht das Kind dem Vater, und nicht der Mutter zugesprochen hat. Es ist zu vermuten, dass die leibliche Mutter das Mädchen zurückhaben will und die »Stiefmutter« beim Jugendamt von einem Bekannten oder ihrem aktuellen Lebenspartner anschwärzen lässt.

Auf meine Frage, wie es mit dem Kind nach seiner Abnahme weitergeht, weiß Frau Ocenasek nur zu sagen, »das Kind war längere Zeit in Gemeindepflege«. Auf die Frage, ob sie weitere Erhebungen gemacht oder die Familie nochmals besucht habe, antwortet sie ausweichend:

»Bitte man hat natürlich in der Umgebung herumgefragt. Wenn so beim ersten Fall (beim ersten Hausbesuch) die Spuren//da brauchst nicht mehr viel erheben. Da brauchst du *nur untersuchen lassen*. Und bei dem Kind, das (was?) ist in der *Kinderübernahmestelle* festgestellt worden. Da brauchst du dann nicht mehr sehr sehr viel dazu.«

Auf die Methoden der psychologischen Testung und Beobachtung der Kinder an der Kinderübernahmestelle (KÜSt) gehe ich später ein. Hier nur so viel: Die Psychologinnen an der KÜSt können eine Misshandlung, die keine sichtbaren Spuren hinterlässt, nicht entdecken. Sie messen die Intelligenz (IQ) und den Entwicklungsgrad (EQ) des Kindes. Für eine Abnahme des Kindes wäre ein Entwicklungsrückstand aus heutiger Sicht gar kein Grund.⁹⁷ Unklar bleibt, woher Frau Ocenasek wissen will, dass das Mädchen während des Aufenthalts an der Kinderübernahmestelle und während eines nicht ausgeführten Aufenthalts in einem Kinderheim oder bei Pflegeeltern »eine Lachtaube« geworden sei.

Ein weiterer Fall betrifft eine von Frau Ocenasek erwogene, aber dann unterlassene Kindesabnahme. Wieder erhalten wir Einblick in ihren eher autoritären Umgang mit einer Fürsorgepartei, in diesem Fall einem Witwer und seinem Kind. Neuerlich zeigt sich der große Deutungs- und Handlungsspielraum der Fürsorgerin.

97 Vgl. Reinhard Sieder, Patchwork. Das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Mit einem Vorwort von Helm Stierlin, Stuttgart 2008.

»Bei einem Vater, das war auf der Landstraße, dem war die Frau gestorben, er war mit dem Kind allein und das war auch *nahe dran* an einer Abnahme. Und der hat sich dann eine Frau gefunden. Das hat er mir mitgeteilt, damit er sein Kind nicht *weggeben* muss. Nachdem ich gewusst hab, *wie die Wohnung aussieht*, bin ich hingegangen in die Wohnung, hab mit ihm die Wohnung gesäubert, damit die Frau, die neue, nicht in den *Dreck* hineinkommt. Damit sie nicht glaubt, so kann das gehen.«

Abb. 2: Besuch der Fürsorgerin.



Ein alleinerziehender, verlassener oder verwitweter Vater ist in den 1920er Jahren ein Alarmzeichen für die Fürsorgerin. Wie eine alleinerziehende Mutter steht auch er unter Verdacht, sein Kind oder seine Kinder zu vernachlässigen oder gar zu misshandeln. Die Fürsorgerin könnte das Kind gleich nach dem Tod der Mutter abnehmen (»das war auch nahe dran an einer Abnahme«). Unter diesem Druck sucht der Witwer eine neue Partnerin. Als er sie gefunden hat, teilt er dies der Fürsorgerin sofort mit. Frau Ocenasek hilft dem Mann, oder, was ich für wahrscheinlicher halte, fordert ihn auf, die Wohnung »in Ordnung« zu bringen.

Gegen Ende des ersten Gesprächs berichtet Frau Ocenasek, wie sie als erfahrene Fürsorgerin in eine Wohnung nicht eingelassen wird, in der es besonders unordentlich sein soll. Sie schließt die Sequenz mit einer Aussage über das Misstrauen vieler Mütter und Väter gegenüber der Fürsorgerin.

»Nein, nein schauen Sie, besonders diese Leute, die sich so verfehmt fühlen, für die ist man (als Fürsorgerin) ja wirklich ein *Feind*.«

Vermutlich gibt es auch Fälle, in denen Fürsorgerinnen freundlich empfangen werden, vielleicht weil Eltern Rat und Hilfe oder eine finanzielle Unterstützung erhoffen. Eine Möglichkeit, den Besuch der Fürsorgerin zu idealisieren, bietet gewiss die Fotografie im Auftrag des Wohlfahrtsamtes. Ein freundlicher Empfang, wie er in Abbildung 2 zu erkennen ist, dürfte nur möglich sein, wenn der Fotograf zusammen mit der Fürsorgerin eine Familie auswählt, die nichts zu befürchten hat. Im Bild steht das Elternpaar hinter den Kindern und eine Person, wohl eine Großmutter, hält Zwillinge in weißen Steckpolstern in den Armen.

2.7.2 Die Tochter eines »roten« Offiziers wird Fürsorgerin

Dora Hostovsky wird 1907 in Budweis geboren, zufällig, wie sie sagt. Ihr Vater ist ein österreichischer Offizier und zur Zeit ihrer Geburt in der Garnison Budweis stationiert. Die Familie ist deutschsprachig, aber mit den böhmischen Dienstmädchen und einer tschechischen Großmutter wird Tschechisch gesprochen. Als junger Mann ist der Großvater längerdienender Unteroffizier und kämpft 1866 in der Schlacht bei Königgrätz. Zum Dank wird ihm eine Staatsanstellung angeboten. Er wird Stationsvorstand bei der neu errichteten k.k. privilegierten *Kaiser Ferdinands-Nordbahn*. Doras Vater und dessen Brüder werden in einem Bahnhofsgebäude geboren.

Abb. 3: Doras Großeltern, 3 Onkel, der Vater in Uniform, nach dem Tod der Ehefrau mit Trauerflor am Oberarm, 1909.



Dora ist zwei Jahre alt, als ihre Mutter stirbt. Die Eltern der Mutter ziehen das Mädchen in Budweis auf. Nach fünf Klassen Volksschule besucht Dora eine deutschsprachige Realschule für Mädchen. Die Schule hat nur sechs Klassen, ein Abschluss im Rang einer Matura bleibt dem Mädchen verwehrt. Bis 1929 arbeitet Dora Hostovsky in der Inseratenabteilung des deutschsprachigen Verlags Moldavia, dann wird sie entlassen.

Da der Vater fürchtet, zu wenig Tschechisch zu können und deshalb in der neuen tschechischen Armee benachteiligt zu werden, optiert er für die Rückkehr nach Österreich und tritt in das Bundesheer der Ersten Republik Österreich ein. Mit seiner zweiten Ehefrau erhält er eine Wohnung im Arsenal. Er stellt einen Antrag beim Wohnungsamt und erhält eine Gemeindewohnung zugewiesen. Als Sozialdemokrat und ehrenamtlicher Fürsorgerat seines Wohnbezirks wird er unter dem weit rechts stehenden Heeresminister Carl Vaugoin benachteiligt und nicht mehr befördert. »Er hätte als General in Pension gehen müssen, ist aber als Oberst in Pension gegangen. [...] Das war er schon mit fünfzig Jahren. Die Politik war immer irgendwie ein Hemmschuh.«⁹⁸

98 Interview 21 mit Dora Hostovsky, geboren 1907 in Budweis.

Abb. 4: Dora im sechsten Lebensjahr, 1913.



Nach ihrer Entlassung aus dem Budweiser Verlag Moldavia zieht Dora Hostovsky 1929 zu ihrem Vater nach Wien. Sie würde gern studieren, »Geschichte oder Germanistik oder so was«. Doch erstens fehlt ihr dafür die Matura und zweitens ist es der ausdrückliche Wunsch des Vaters, dass sie sich für die Ausbildung zur Fürsorgerin bewirbt. Mit 22 Jahren wird Dora 1929 nach Intervention ihres Vaters als Hilfsfürsorgerin aufgenommen und arbeitet vormittags am Bezirksjugendamt Meidling. Nachmittags besucht sie den Ausbildungskurs an der Städtischen Akademie für soziale Verwaltung. Wie Frau Ocenašek kommt auch Frau Hostovsky sogleich auf den Konflikt mit den Hauptfürsorgerinnen zu sprechen.

»Mädchen, die nicht die (in Österreich anerkannte) Matura hatten, mussten schon eine abgeschlossene Berufsausbildung haben. Also waren eine Menge Schneiderinnen, Niedermacherinnen und so halt alles Mögliche dabei. [...] Aber ehrlich gesagt, ich hab (zu den »Hofratstöchter«) wenig Bindung gehabt, ich hab mich viel mehr mit den anderen verstanden. Aber das hat nichts mit Politik zu tun gehabt. Vielleicht waren wir auch die Jüngeren oder die Lustigeren, kurz und gut, ich weiß es nicht.«

Von der Ausbildung an der Akademie für soziale Verwaltung erinnert Frau Hostovsky »theoretische Gegenstände«, die sie nicht mag, namentlich Zivil- und Strafrecht, Soma- tologie und Gesundheitslehre, sowie Haushaltspraktiken wie Nähen und Kochen, die sie gar nicht interessieren. Von den Lehrenden erinnert sie einen »Jugendanwalt« namens Faschank, »ein bekannter Jurist«, und einen Ober-Stadtphysikus. Frau Dr. Stein »hat die- se anatomischen Sachen« unterrichtet, »das war eine »besonders Tüchtige«. Auf meine Frage nach Unterricht in Psychologie erinnert Frau Hostovsky den Psychologen Winkel- mayer, mit dem sie sofort den Heilpädagogen Professor Lazar assoziiert (s. Kapitel 2.7 und 2.10.5). »Den haben wir ein oder zwei Stunden gehabt. Professor Lazar, ein sehr be- kannter Mann.«

Auf meine Nachfrage, wie denn ihr erster Eindruck von der Praxis in den Fürsorge- sprengeln des Bezirks Meidling und danach in Simmering gewesen sei, antwortet Frau Hostovsky:

»Wissen Sie, ein bisschen *geschockt*, nicht wahr, war ich schon. Wir sind doch so mitten ohne jede Vorbereitung // so mitten hineingestellt zu werden, das ist nicht einfach, [...] dass man so mitten in die Familien hineingekommen ist. Noch dazu, angefangen hab ich in Meidling, und das war auch ein ziemlich mieses Gebiet dort (gemeint ist ein Fürsorgesprengel im Bezirk Meidling), da waren auch ziemlich *dreckige Leute* und so. Und das ist schon schockierend gewesen. Aber das ist rasch vergangen, an das hab ich mich rasch gewöhnt. Nach fünf Monaten bin ich nach Simmering, und da war wieder ein etwas anderes Publikum. [...] Ich hab eigentlich auf diese Weise, lang dauernd, also einmal acht Jahre und einmal zwölf Jahre noch zwei weitere Jugendämter kennenge- lernt. Ich war ja nur die fünf Monate sozusagen als Springerin (sie hilft in verschiede- nen Sprengeln aus) in Meidling. Und dann kam ich gleich nach Simmering. Dort war ich bis zum Achtunddreißiger Jahr (bis zum Anschluss Österreichs an das Dritte Reich im März 1938).«

2.7.2.1 Hausbesuche und Wäschepakete

Um die Hausbesuche auf möglichst viele Haushalte auszudehnen, in denen Wöchnerin- nen leben, erfindet das Wohlfahrtsamt 1927 das Wäschepaket.⁹⁹ Es enthält Windeln, Ba- bypuder und Seife und wird der Wöchnerin von einer Fürsorgerin mit den besten Grüßen des Herrn Bürgermeisters überreicht. Dies aber nur, wenn die Mutter mit einer Bezugs- karte nachweisen kann, vor dem Ende des dritten Schwangerschaftsmonats die Wasser- mannprobe (s.u.) gemacht zu haben. Als Dora Hostovsky am Bezirksjugendamt Meidling ihre praktische Ausbildung beginnt, ist die Verteilung der Wäschepakete an die Wöch- nerinnen eine ihrer Aufgaben.

»Wir bekamen von den Entbindungsanstalten die Geburtsanzeigen und waren ver- pflichtet, *jede Familie* aufzusuchen. [...] Wir bekamen die Liste von der Hebamme ausgefüllt. [...] Am Anfang mussten wir die (Wäschepakete) immer hintragen. Aller- dings es bekamen ja nicht alle, sondern nur die (Mütter), die sich bis zum Ende des

99 Vgl. Die Säuglingswäscheaktion der Stadt Wien. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen 26 (1927) Nr. 260, 38; Hans Paradeiser, Die Säuglingswäscheaktion der Stadt Wien. In: Statistische Mitteilungen 1–3, 1927.

dritten Monats (der Schwangerschaft) die *Wassermannprobe* haben machen lassen. [...] Es hat damals noch ziemlich viele Geschlechtskrankheiten gegeben und man hat die Leute *erziehen* wollen, dass sie sich rechtzeitig schützen, in dem sie sich vor dem dritten Schwangerschaftsmonat (einer Probe auf Syphilis) unterziehen. [...] Wenn eine (Frau) eine positive Wassermann war, musste sie sich behandeln lassen, sonst hat sie das Pakl (das Wäschepaket) nicht bekommen. [...] Natürlich waren andere Methoden als heute, da hat es ja noch kein Penicillin gegeben. Das war noch die Methode Ehrlich, hauptsächlich Salvarsan und diese Dinge.«

Zur Erläuterung: Die Wassermann-Probe kann in den 1920er Jahren und später in jedem Wiener Spital vor dem Ende des dritten Monats der Schwangerschaft genommen werden. Zu dieser Zeit besteht die Hoffnung, dass das Kind einer an Syphilis erkrankten Mutter nach einer Behandlung der Mutter gesund geboren wird. Ein Effekt der Verteilung des Wäschepakets sei es, sagt Frau Hostovsky, dass Fürsorgerinnen in fast alle Haushalte vorgelassen werden, »ganz unabhängig vom Einkommen«. Frau Ocenasek erinnert sich in diesem Punkt an anderes: Wohlhabende Parteien hätten die Annahme des Wäschepakets schon an der Tür verweigert und den Hausbesuch der Fürsorgerin mehr oder weniger entschieden abgelehnt.

Die Berufsvormundschaft soll den Anspruch des Staates auf Kontrolle über alle außerehelichen oder von einem Elternteil verlassenen Kinder durchsetzen. Die ledige Mutter muss das Bezirksjugendamt aufsuchen, um den Berufsvormund zu sprechen. Frau Hostovsky erzählt, die meist jungen Frauen seien oft »sehr ungeschickt gewesen«, ihren Anspruch an den Kindesvater durchzusetzen. Das Bezirksjugendamt übernimmt die »Vaterschaftsfeststellung«, erhebt den Namen und die Adresse des Vaters und lädt ihn an das Jugendamt vor, um Vorleistungen des Jugendamtes an Mutter und Kind »im Regress« von ihm zurückzufordern.

»Das sind eigene Beamte gewesen in den Jugendämtern, die (Berufs)Vormünder. Die hatten bestimmte Buchstaben [...] und da wurde eben der Kindesvater vorgeladen zur Anerkennung der Vaterschaft.[...] Der Vormund hat eine gewisse Autorität ausgeübt, das waren auch hauptsächlich Männer.«

Ein unsauberer Haushalt und »renitentes« oder gar »listiges« Verhalten der Eltern erregen die besondere Aufmerksamkeit der Fürsorgerin Hostovsky und sind ihr genauer in Erinnerung als der jeweilige Pflegezustand des Kindes.

»Also da haben wir ja tolle Sachen erlebt. Wenn ich zurückdenke, da in diesen Simmeringer Baracken, wenn die Fürsorgerin gekommen ist, ist da oftmals schon herumposaunt worden: *Gebts Acht, die Fürsorgerin kommt!* Also haben die Leute schon irgendwie aufgepasst. Ist nicht *einmal* passiert. Die haben dort Fleisch gekauft auf der sogenannten Freibank. Also das war dieses Fleisch, das nicht genehmigt (vom Tierarzt nicht zum Verkauf freigegeben), aber nicht gesundheitsschädlich war. Und da haben die Leute Faschiertes gemacht und dann habens die faschierten Laberln (vor den Fürsorgerinnen) versteckt. [...] Also die haben offenbar geglaubt, sie müssten recht arm dastehen, bestimmte (Parteien) zumindest. [...] Sie haben geglaubt, sie kriegen keine Unterstützung, wenn sie was zu essen haben.«

Schon in der Ausbildung hören Fürsorgerinnen, dass leibliche und andere Mängel von Eltern auf Kinder vererbt werden und als Zeichen der Degeneration sichtbar seien. Für medizinische Heilpädagogen zeigen sich solche Zeichen unter anderem in der Schwächigkeit des Säuglings (»Zwutschgerling« s.u.), oder im »koboldhaften« Aussehen eines Kleinkindes, in einem schlaffen Bauch, einem Spalt zwischen den Vorderzähnen und so weiter. Ob die folgende Begebenheit von Frau Hostovsky beobachtet wird oder als spektakulärer Fall am Jugendamt erzählt wird, bleibt unklar.

»Es war da eine Familie mit einigen Kindern, und er (der Vater) war glaub ich auch nicht nur arbeitslos, vielleicht war er auch nicht besonders arbeitswillig. Er war aber auch körperlich ein ziemlich *armseliges Manderl*. Also kam wieder ein Kind zur Welt. Sie haben das Kind nicht gleich aus dem Spital nach Haus bekommen nach der Geburt. Es war irgendwas, dass das Kind ein paar Tage im Spital bleiben musste, der *Zwutschkerling*, und sie haben es einfach nicht geholt. Die Eltern haben gedacht, wenn sie das Kind nicht holen, die Gemeinde wird es schon irgendwie (versorgen). Da ist sie (eine Fürsorgerin) im Taxi vorgefahren und hat ihnen das Kind in die Wohnung gebracht. Mehr kann man ja gar nicht mehr verlangen. Also das Kind wird ihnen abgeliefert, und die (Fürsorgerin) macht kehrt und steigt wieder in den Wagen. Und was geschieht? Der Vater packt den Säugling, schmeißt ihn in das Auto rein. Jawohl, sowas hats gegeben.«

2.8 Heilpädagogische Ärzte im Fürsorge-System

Heilpädagogische Ärztinnen und Ärzte arbeiten ab 1911 an der Heilpädagogischen Abteilung der Universitäts-Kinderklinik und an kleinen heilpädagogischen Beobachtungsstationen, die Kinderheimen angeschlossen sind, so der Kinderherberge für schulpflichtige Kinder Am Tivoli und ab 1928 dem neu eröffneten Kinderheim am Wilhelminenberg, das die Kinderherberge Am Tivoli ersetzt. Sie unterziehen Kinder einer pädiatrischen und psychiatrischen (»heilpädagogischen«) Anamnese und Diagnose. In ihren Gutachten treffen sie häufig abwertende, rassistische Aussagen über Leib und Charakter des Kindes und der Eltern, manchmal auch der Großeltern. Der heilpädagogische Arzt sieht ein Kind, das seinen Eltern von einer Fürsorgerin »auf Verdacht« abgenommen worden ist. Aber auch Schuldirektor*innen und Kinderheime schicken Kinder an die Heilpädagogische Abteilung der Universitäts-Kinderklinik, manchmal auch nur in der Hoffnung, ein für sie schwieriges Kind an ein Kinderheim loszuwerden.

Die Psychologin Hermine Koller steht ab 1983 dem Psychologischen Dienst am zentralen Jugendamt Wiens vor. 1987 wird sie beauftragt, eine Festschrift »70 Jahre Wiener Jugendamt« zu verfassen. Darin beschreibt sie unter anderem die offizielle Funktion der heilpädagogischen Ärzte im System der Kinder- und Jugendfürsorge. Die Heilpädagogen hätten

»[...] jene Faktoren der Konstitution, der Umwelt und der Entwicklung in ihrem spezifischen Zusammenwirken herauszuarbeiten, die zu dem gerade vorliegenden Charakter und eventuellen dissozialen Symptomen geführt haben. Neben seiner persönlichen Beobachtung ist es vor allem die Einzelaussprache mit den Zöglingen, die sowohl die Art der Erziehungsmängel, wie bestehende seelische *Entwicklungsstörungen*, *psychopathische*

Züge, nervöse Reaktionen und andere *abwegige* Entwicklungen und Einstellungen in ihren Wurzeln und Auswirkungen aufzudecken [...]. *Ausgesprochen psychotische und schwere psychopathische* Fälle werden der heilpädagogischen Begutachtung überwiesen.«¹⁰⁰

Aufgrund von inhaltlichen und sprachlichen Übereinstimmungen nehme ich an, dass Lazar, der erste ärztliche Leiter der heilpädagogischen Abteilung an der Kinderklinik, der eigentliche Autor dieser Zeilen ist. Das Lazar-Zitat soll offenbar die wissenschaftliche Überprüfung der Kindesabnahmen noch fünfzig Jahre später in einer Festschrift des Jugendamtes legitimieren. Doch die heilpädagogischen Leistungen, von denen Frau Koller in den Worten Lazars spricht, werden nicht erbracht. Das heilpädagogische Gutachten gibt, wenn überhaupt, nur eine sehr grobe Orientierung für die weitere Verfahrensweise. Es rechtfertigt die Abnahme des Kindes und empfiehlt die Zuweisung des Kindes in ein Kinderheim ohne Spezifikationen, oder an ein spezialisiertes Heim für psychopathische Kinder, oder zu Pflegeeltern, selten die Rückstellung des Kindes an seine Eltern, sofern die zuständige Sprengelfürsorgerin eine Verbesserung der häuslichen Lage bestätigt. Empfehlungen zur »Nacherziehung« im Kinderheim oder zu medizinischen oder psychotherapeutischen Hilfen geben die gutachtenden Ärzte nicht, wie man doch erwarten könnte.

Der von 1911 bis zu einer schweren Erkrankung 1930 leitende Arzt der heilpädagogischen Abteilung ist Erwin Lazar. Ab 1907 ist er ehrenamtlicher Hilfsschularzt und beginnt sich für »minderbegabte« Kinder zu interessieren. Er entwickelt Testmethoden, um Formen »kindlichen Schwachsinn« zu differenzieren. Um 1910 ist er ehrenamtlich im *Pestalozzi-Verein zur Förderung des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge* tätig, ein privater Verein, der in Wien kleine Kinderheime betreibt. Lazar absolviert die Ausbildung zum Kinderfacharzt am St. Anna Kinderspital bei Theodor Escherich und eine psychiatrische Ausbildung bei Julius Wagner von Jauregg. Aus diesen Fächern und einigen Anleihen aus Psychologie und Pädagogik bildet er ab 1911 das hybride Arbeitsprogramm der medizinischen Heilpädagogik. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: »Über die endogenen und exogenen Wurzeln der Dissozialität Jugendlicher«. Der im Verfahren obligate Probevortrag hat das Thema: »Beziehungen der kindlichen Dissozialität zur Dissozialität der Erwachsenen«. Die Habilitationsschrift ist mit 1913 datiert, aber das Verfahren wird kriegsbedingt erst 1916 durchgeführt und 1917 zum Abschluss gebracht, zu einem Zeitpunkt also, als Tandler bereits vor der *Gesellschaft der Ärzte in Wien* sein biopolitisches Programm umrissen hat. Es ist zu vermuten, dass er sich daran orientiert.

Vom zuständigen kaiserlichen Ministerium erhält Lazar um 1911 den Auftrag, die Landeserziehungsanstalten, Besserungsanstalten und Kinderheime nach pädiatrischen und psychiatrischen Gesichtspunkten zu reorganisieren. Dieser Auftrag des Ministeriums bleibt auch in der Republik aufrecht. Lazar hält die Reorganisation nach Art der »Störung« oder »Krankheit« von Kindern für den naheliegenden Weg. Doch kommt er damit nicht weit. Obwohl ein großer Teil der abgenommenen Kinder gar nicht krank ist, halten

100 Hermine Koller, Von der Erziehungsberatung zum Psychologischen Dienst, Typoskript o.J., Bibliothek des Jugendamtes der Stadt Wien, 13f. 1964 tritt Koller in den Psychologischen Dienst am Jugendamt ein, der aus der Erziehungsberatung des Jugendamtes hervorgeht. 1983 wird sie Leiterin des Dezernates Psychologischer Dienst im Jugendamt.

Lazar und seine Nachfolger daran fest, die abgenommenen Kinder als Patient*innen zu betrachten und nach einem von Lazar ausgearbeiteten nosologischen System zu pathologisieren (s.u.).

Lazar ist keineswegs unkritisch gegenüber den herrschenden Verhältnissen. Schon als junger Kinderarzt setzt er sich für die Abschaffung der Prügelstrafe und der »strengen militärischen Zucht« in Besserungsanstalten ein. Er beklagt die monotone manuelle Arbeit von Heimkindern für Wirtschaftsunternehmen in der Nähe der Heime und tritt für ein »werktätiges Schaffen« ein, das den Kindern und Jugendlichen »Freude bereitet«. Dies berichtet seine Mitarbeiterin und unmittelbare Nachfolgerin an der heilpädagogischen Abteilung, Valerie Bruck, nach seinem Tod 1932.¹⁰¹ Wie der Tiroler Historiker Horst Schreiber hervorhebt, steht die Verwendung von Heimkindern als billige Arbeitskräfte in der Tradition des Arbeitshauses und des Waisenhauses. So geht eine Mädchen-erziehungsanstalt unter geistlicher Führung in Schwaz in Tirol aus einem Arbeits- und Zuchthaus hervor und behält viele Merkmale des Arbeitshauses.¹⁰²

1925 wird Erwin Lazar Titularprofessor mit Lehrverpflichtung an der Medizinischen Fakultät. Ab diesem Jahr hält er eine Vorlesung mit dem Titel »Diagnostik der *konstitutionellen Abnormitäten* bei Kindern« und seine Einführung »Medizinische Grundlagen der Heilpädagogik für Erzieher, Lehrer, Richter und Fürsorgerinnen« erscheint. Die Zielgruppe ist sehr weit gefasst, was der Funktion der Heilpädagogik in Tandlers System der Familienfürsorge auch entspricht. Lazars Nachfolger Hans Asperger wird für sein Lehrbuch »Heilpädagogik«, das 1952 erstmals erscheint, einen ähnlich breiten Untertitel wählen. Lazar publiziert auch Aufsätze wie »Die nosologische und kriminologische Bedeutung des Elternkonflikts« (1914), »Berufsberatung für psychisch defekte Jugendliche« (1924) und ähnliches.¹⁰³

Als »fliegender Heilpädagoge« schaut Lazar regelmäßig an der seit 1910 bestehenden KÜSt und ab 1925 an der neuen KÜSt in der Lustkandlgasse vorbei (s. Kapitel 2.8). Er erscheint dort immer dann, wenn ihm »ausgesprochen psychotische und schwere psychopathische Fälle« gemeldet werden. Ihnen gilt sein besonderes Interesse. Solche Kinder werden an die heilpädagogische Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik in Wien 9, Lazarettgasse 18 gebracht, um sie »vom medizinopsychiatrischen Gesichtspunkte zu per-lustrieren« (Lazar). Der Medizinhistoriker Herwig Czech merkt dazu an:

»Lazar betrachtete die Heilpädagogik als direkten Abkömmling der Psychiatrie, obwohl die klassischen psychiatrischen Krankheiten wie Psychosen kaum unter den von ihm behandelten Kindern vorkamen. Stattdessen schrieb er der großen Mehrheit seiner Patient:innen eine Psychopathie beziehungsweise soziale und psychische »Gleichgewichtsstörungen« zu.«¹⁰⁴

101 Vgl. Valerie Bruck, Frankl Georg, Viktorine Zak, Erwin Lazar und sein Wirken. In: Zeitschrift für Kinderforschung, 40 (1932), 211–21, hier 2011ff.

102 Vgl. Horst Schreiber, Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Mit Beiträgen von Steffen Arora, Sascha Plangger, Oliver Seifert, Hannes Schlosser und Volker Schönwiese, Innsbruck u.a. 2010.

103 Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Band 5, 1972, 56.

104 Herwig Czech, Der Spiegelgrund-Komplex. Kinderheilkunde, Heilpädagogik, Psychiatrie und Jugendfürsorge im Nationalsozialismus. In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des

Die meisten Kinder und Jugendlichen – 1925 erwähnt Lazar eine enorme Zahl von jährlich 5.000 – kommen zunächst in die heilpädagogische Ambulanz, wo sie kurz besichtigt, betastet und befundet werden. Nur eine relativ kleine Zahl der Kinder – komplizierte oder klinisch besonders interessant scheinende Fälle – wird stationär aufgenommen.

Nach einer schweren Erkrankung Lazars im Jahr 1930 übernimmt die Kinderärztin Valerie Bruck die provisorische Leitung der Abteilung für Heilpädagogik an der Kinderklinik. 1930 begeht der Leiter der Kinderklinik, Clemens Pirquet, zusammen mit seiner Frau Suizid. Zu seinem Nachfolger wird 1930 der überzeugte Nationalsozialist Franz Hamburger berufen.¹⁰⁵

Franz Hamburger (1874–1954) ist der Sohn des Papierfabrikanten Wilhelm Hamburger in der niederösterreichischen Marktgemeinde Pitten. Nach dem Studium an den Universitäten Heidelberg, München und Graz und der Promotion zum Dr. med. univ. im Jahr 1898 wird er Assistent an der Universitätskinderklinik in Graz bei Theodor von Escherich, mit dessen Berufung nach Wien auch Hamburger an die Universität Wien wechselt. 1906 habilitiert er hier mit der Arbeit »Arteigenheit und Assimilation«. Ab 1917 ist Hamburger Ordinarius für Kinderheilkunde an der Universität Graz, ehe er 1930 als Nachfolger von Clemens Piquet an die Medizinische Fakultät der Universität Wien berufen wird. Ab 1934 ist Franz Hamburger Mitglied der illegalen NSDAP. Er fordert die Sterilisierung kranker und »schwachsinniger« Kinder. 1944 wird er emeritiert. Die Kooperation der Universitäts-Kinderklinik unter Franz Hamburger mit der Jugendfürsorgeanstalt bzw. der in unmittelbarer Nähe eingerichteten »Wiener städtische Nervenlinik für Kinder« Am Spiegelgrund führt unter anderem zu Impf-Experimenten an Kindern unter Leitung von Dozent Elmar Türk.¹⁰⁶ Pavillon 15 im Gebäudekomplex Am Spiegelgrund ist ab 1942 für Säuglinge und Kleinkinder bestimmt. Hier stirbt die große Mehrheit der 789 dokumentierten Kinder und Jugendlichen. Leiter der Tötungsanstalt ist von ihrer Gründung im Juli 1940 bis Ende 1941 der von Hamburger bestellte Hilfsarzt der Wiener Universitäts-Kinderklinik Erwin Jekelius.¹⁰⁷ Eine der Zulieferstellen von Säuglingen und Kleinkindern ist die städtische Kinderübernahmestelle (KÜSt). 29 Prozent der im Pavillon 15 getöteten Kinder kommen nach entsprechenden Gutachten von heilpädagogischen Ärzten von der KÜSt (s.u.).¹⁰⁸

1935 bestellt Hamburger den jungen Kinderarzt Hans Asperger zum neuen Leiter der Heilpädagogischen Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik. Seit 1932 arbeitet Asper-

Staates/Children of the state. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften/Austrian Journal of Historical Studies, OeZG 24 (2014), 1+2, 194–219.

105 Vgl. Franz Hamburger, Nationalsozialismus und Medizin. In: Wiener Medizinische Wochenschrift 89, 1939, 141–146. Der Medizinhistoriker Michael Hubensdorf nennt Hamburger einen glühenden NS-Anhänger. Vgl. Michael Hubensdorf, Pädiatrische Emigration und die »Hamburger-Klinik« 1930–1945. In: K. Widhalm, A. Pollak, Hg., 90 Jahre Universitäts-Kinderklinik am AKH in Wien. Umfassende Geschichte der Wiener Pädiatrie, 69–220, hier 93, Wien 2005.

106 Vgl. Hubensdorf, Pädiatrische Emigration und die »Hamburger-Klinik«. Vgl. auch Herwig Czech, der Spiegelgrund-Komplex. Vgl. auch ders., Hans Asperger und der Nationalsozialismus, Gießen 1924.

107 Vgl. Herwig Czech, Der Spiegelgrund-Komplex. 201.

108 Vgl. Matthias Dahl, Endstation Spiegelgrund. Die Tötung behinderter Kinder während des Nationalsozialismus am Beispiel einer Kinderfachabteilung in Wien, Wien 1998, 97.

ger als Hilfsarzt an dieser Abteilung. Als er im Mai 1935 die Leitung der Abteilung übertragen erhält,¹⁰⁹ hat er erst einen einzigen Aufsatz zur Heilpädagogik veröffentlicht.¹¹⁰ Erst fast zwanzig Jahre später erscheint sein Lehrbuch der Heilpädagogik.¹¹¹ Damit und über seine Schüler*innen wird er das medizinische Fach Heilpädagogik in Österreich bis in die 1970er Jahre prägen.

Schüler*innen Aspergers übernehmen heilpädagogische Abteilungen in Salzburg (Dr. Ingeborg Judtmann) und am Landeskrankenhaus Klagenfurt (Dr. Franz Wurst).¹¹² Nachdem Asperger 1957 an die Universität Innsbruck berufen ist, wird dort auf sein Betreiben eine Stelle für Heilpädagogik ausgeschrieben, die Dr. Maria Novak-Vogl erhält. Sie ist die Tochter eines ehemaligen NS-Jugendrichters an einem Sondergericht in Bozen.¹¹³ Auf Wunsch Aspergers wird sie im Fach Heilpädagogik habilitiert. Ihre Habilitationsschrift trägt den Titel »Eine Studie über die Gemeinschaftsunfähigkeit«. Novak-Vogl leitet in Innsbruck eine zur Kinderklinik gehörende Kinderbeobachtungsstation. Die hier an Kindern und Jugendlichen ausgeübten Grausamkeiten werden von Horst Schreiber entdeckt¹¹⁴ und seither von ihm und anderen Kolleg*innen sukzessive aufgearbeitet. Die Leitung der heilpädagogischen Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik in Wien übernimmt nach der Berufung Aspergers nach Innsbruck Oberarzt Dr. Paul

109 Wiener Stadt- und Landesarchiv 1.3.202, Personalakt Hans Asperger, zit.n. Hewig Czech, Hans Asperger und der Nationalsozialismus, Gießen 2024, 34, dort Anm. 15.

110 Hans Asperger, J. Siegl, Zur Behandlung der Enuresis. In: Archiv für Kinderheilkunde, 1934 88–102.

111 Hans Asperger, Heilpädagogik. Einführung in die Psychopathologie des Kindes für Ärzte, Lehrer, Psychologen, Richter und Fürsorgerinnen, 1. Auflage 1952, dritte neubearbeitete und erweiterte Auflage, Wien 1961.

112 Zu Dr. Ingeborg Judtmann vgl. Die Heilpädagogische Station unter der Leitung von Dr. Ingeborg Judtmann – Eine Schaltstelle der Salzburger Jugendwohlfahrt. In: Ingrid Bauer, Robert Hoffmann, Christine Kubek, Abgestempelt und ausgeliefert. Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945. Mit einem Ausblick auf die Wende hin zur Sozialen Kinder- und Jugendarbeit von heute, Innsbruck u.a. 2013, 445f. – Dr. Franz Wurst werden schwere Misshandlungen von Kindern am Landeskrankenhaus Klagenfurt und an heilpädagogischen Institutionen Kärntens vorgenommen, vgl. Ulrike Loch, Elvira Imsirovic, Judith Arzmann, Ingrid Lippitz, Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl. Gewalt an Kindern und Jugendlichen der Jugendwohlfahrt und des Gesundheitswesens in Kärnten zwischen 1950 und 2000, Innsbruck u.a. 2021.

113 Zu Dr. Maria Novak-Vogl (1922–1998) vgl. Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralser, Kinder zwischen Psychiatrie und Fürsorgeerziehung. Das Beispiel der Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation 1954–1987. In: Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin 17 (2018), 11–129.

114 Horst Schreiber, Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Mit Beiträgen von Steffen Arora, Sascha Plangger, Oliver Seifert, Hannes Schlosser und Volker Schönwiese, Innsbruck u.a. 2010.

Kuszen.¹¹⁵ Nach fünf Jahren in Innsbruck (1957–1962) erhält Asperger einen Ruf an die Universitäts-Kinderklinik in Wien.¹¹⁶

2.8.1 Heilpädagogische Gutachten

Unter den im Archiv der Stadt Wien abgelegten heilpädagogischen Gutachten sind jene von Erwin Lazar, seiner interimistischen Nachfolgerin Valerie Bruck und des Heilpädagogen Georg Frankl sowie des Oberarztes Paul Kuszen die häufigsten. Ina Friedmann untersucht heilpädagogische Gutachten der Wiener Heilpädagogen im Archiv der Stadt Wien.¹¹⁷ In einigen Gutachten findet sie Kinder mit diskriminierenden, rassistischen Begriffen bezeichnet. Friedmann fragt, ob dies Teil des ärztlichen Befundes wird, der an die Auftraggeber – ein Bezirksjugendamt, eine Schuldirektion, ein Kinderheim – weitergegeben wird. Sie gelangt zu dem Eindruck, dass der diskriminierende Jargon »nur« der »institutsinternen Charakterisierung« diene. Ich gebe ein Beispiel. In einem Gutachten aus dem Jahr 1931 wird ein acht Jahre altes Mädchen

»[...] typenmäßig charakterisiert ohne psychopathische Züge. Degenerativ-anachronistischer Typus aus niederem Milieu, lebensstüchtig, Soldatenweib, Zureicherin bei Maurerarbeiten«.¹¹⁸

In der gekürzten Version des Gutachtens, die an den Auftraggeber geschickt wird, heißt es dann laut Friedmann nur noch: »Konstitutionell-degenerativer Zustand mit Wesensauffälligkeiten ohne hochgradige Dissozialität.«¹¹⁹ Aber selbst wenn rassistische Bezeichnungen wie »koboldhaft«, »Soldatenweib« und ähnliche nur intern gebraucht werden, sagen sie doch einiges über das rasseologische Denken der gutachtenden Ärzte aus. Ein von ihnen erfundener Mädchen-Typus sei noch erwähnt: der Locktypus. Friedmann findet den Locktypus ein erstes Mal in einem heilpädagogischen Gutachten aus dem Jahr 1922. In den folgenden zwei Jahren findet sie ihn in fünfzehn weiteren

115 Zu Paul Kuszen finde ich verschiedene Lebensdaten. Die Parte verzeichnet ein Geburtsdatum von 1919 und ein Sterbedatum von 2018. Nach seiner Pensionierung von der Universitäts-Kinderklinik geht er jahrelang im »Heilpädagogischen Kinderheim« Hütteldorf ein und aus. Er ist ein langjähriger Freund des dortigen Heimgründers und Heimleiters Häusler, der das Heim mit Unterstützung eines Vereins für Heilpädagogik betreibt. Kuszen ist der inoffizielle Kinderarzt des Heimes und vergibt nach Wunsch des Heimleiters sedierende Medikamente an die Kinder. Vgl. Reinhard Sieder, Andrea Smioski, *Der Kindheit beraubt*, 460–494.

116 Zur Verwicklung Aspergers in die Kindereuthanasie in Wien vgl. Herwig Czech, Hans Asperger und der Nationalsozialismus, *Geschichte einer Verstrickung*. Mit einem Vorwort von Peter Rödler, Gießen 2024.

117 Ina Friedmann, *Die Gutachten der Heilpädagogischen Abteilung der Wiener Universitäts-Kinderklinik – Funktionen, Inhalte und Auswirkungen im 20. Jahrhundert*. In: *Gutachten/Begutachtete*, herausgegeben von Maria Heidegger u.a., Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 31 (2020), 3, 102–123. Dies., *Abnormalität (de-)konstruiert. Die Heilpädagogische Abteilung der Wiener Universitäts-Kinderklinik und ihre Patient*innen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Wien/Köln 2022.

118 Friedmann, *Die Gutachten*, 117.

119 Ebd.

heilpädagogischen Gutachten, fünfmal mit der Spezifikation »passiver Locktypus«. Sie vermutet Hans Asperger als Erfinder des Begriffs. Doch Asperger ist 1906 geboren und kommt erst 1931 als Hilfsarzt und noch nicht fertiger Kinderarzt an die Kinderklinik. Wer auch immer die Begriffe Locktypus und passiver Locktypus vor ihm geprägt hat, Asperger benutzt sie jedenfalls in seinem Lehrbuch und hält sie damit bis in die 1970er Jahre im heilpädagogischen Fachdiskurs. Nicht nur für Fürsorgerinnen liegt es nahe, die sexuelle Verführung von Männern durch Mädchen und Frauen aus dem Zeitgeist zu erklären, der sexuell »verdorbenen« Mädchen und Frauen vorwirft, den »Volskörper« zu schädigen. In meinen Gesprächen mit ehemaligen Fürsorgerinnen wird deutlich, dass sie seit ihrer Kindheit und Jugend um ihre eigene sexuelle »Reinheit« sehr besorgt sind und diese Sorge auf Mädchen der Fürsorge-Klientel übertragen (s.o.). Friedmann liest Aspergers Erläuterung des Typus treffend als Schuldumkehr. Hier die Darstellung des passiven Locktypus im Lehrbuch Aspergers.

»Ein [...] günstiger Verlauf kindlicher Sexualerlebnisse hat freilich eine wichtige Voraussetzung: daß das Erlebnis wirklich nur »von außen« kommt und nicht etwa von einer von vornherein abnormen Persönlichkeit »angezogen« wird. In nicht so seltenen Fällen freilich müssen wir von einer *endogenen* Erlebnisbereitschaft gerade auf diesem Gebiet sprechen, besonders bei Mädchen, die einer Schändung zum Opfer fallen. Diese gehören in der Mehrzahl einem *deutlich umschriebenen Typus* (sic!) an: nicht dass sie alle besonders sexuell aktiv gewesen wären (bei manchen von ihnen trifft auch das zu, und diese wirken dann von sich aus verführend), sie haben meistens nur das Gehaben, die *Geste des Kokettierens* an sich, sind »passive Locktypen«, denen vor allem der natürliche Schutzmechanismus der Scham fehlt. [...] Gerade weil sie *innerlich leer* sind, suchen sie »anhabig«, wie man in Wien sagt, einen oberflächlichen Kontakt, ja die Sensation.«¹²⁰

Dass alleinstehende und geschiedene Eltern typischer Weise eine biologisch vererbte, *konstitutionelle Psychopathologie* aufweisen und mit hoher Wahrscheinlichkeit psychopathische Kinder hervorbringen, ist bis in die 1970er Jahre die Lehrmeinung Aspergers und der Wiener Heilpädagogik. Dazu Asperger in seinem Lehrbuch:

»Immer wieder sehen wir, daß in solchen Fällen *minderwertige* Erbanlagen und Ungenügen der menschlichen Beziehungen und ungünstige materielle und Bildungsfaktoren zusammentreffen [...] sind wir uns doch klar darüber, was es für ein Kind bedeuten muß, wenn ihm zu seiner Entwicklung nicht der gesunde Boden einer intakten Familie gegeben ist: wenn es also aufwachsen muß unter den entsetzlichen Belastungen und Kämpfen einer geschiedenen, oder, bei noch zusammenlebenden Eltern, einer innerlich zerbrochenen Ehe (auch da muß man sich hüten, Fehler in der Entwicklung eines Kindes nur als Milieuschäden zu deuten; man muß sich vielmehr fragen, ob es nicht in hohem Grade auch *Ausfluß* einer *konstitutionellen Psychopathie* der Eltern ist, daß sie nicht imstande sind, eine harmonische Ehe zu führen).«¹²¹

120 Hans Asperger, Heilpädagogik, 1. Auflage Wien 1952, 262. Meine Kursivierungen im Zitat.

121 Ebd., 49.

Wie alle medizinischen Gutachten im Auftrag von Gerichten, Ämtern und Behörden ist auch das heilpädagogische Gutachten kein wissenschaftlicher Text. Geisthövel und Hess stellen in ihrer Untersuchung über medizinische Gutachten fest: Das Gutachten transportiere das Wissen von der medizinischen Beobachtung und nosologischen Einordnung oder Kategorisierung des Falles in der Klinik zu den Institutionen des Staates. Es schaffe und ergänze somit das Wissen einer Behörde über den Fall, der auch ein Klient der Behörde und der staatlichen oder kommunalen Bürokratie ist. In Form und Sprache passe sich das Gutachten an jene Behörde an, die das Gutachten in Auftrag gab und für die es nun handlungsorientierend und legitimierend werden soll.¹²² Erstaunlich genau trifft dies auf die Gutachten der heilpädagogischen Ärzte und ihr Auftragsverhältnis zum Wiener Jugendamt, zum Pfllegschaftsgericht, zu Heimleitern und Schuldirektoren zu.

2.9 Die Kinderübernahmsstelle (KÜSt)

Von 1910 bis 1925 werden die ihren Müttern abgenommenen Säuglinge, Kleinkinder und Großkinder bis zum sechsten Lebensjahr in die Kinderübernahmsstelle in der Siebenbrunnengasse 78 im fünften Bezirk gebracht, ein ehemaliges Frauenkloster. Nach Aufnahme der Daten in der Registratur werden die Kinder gebadet und entlaust, von einem Arzt auf ihren allgemeinen Gesundheitszustand untersucht und noch am selben Tag in die angeschlossene *Städtische Kinderpflegearanstalt* überstellt. Schulpflichtige Kinder kommen in die *Kinderherberge am Tivoli*, an der sich auch eine heilpädagogische Station befindet.

Die Kinderübernahmsstelle und das ihr angeschlossene Übergangsheim sind heillos überfüllt. Im Lauf des Jahres 1913 werden 4.282 Kinder aufgenommen, 1917 sind es 5.005, 1922 bereits 6.929 Kinder. Die exorbitante Steigerung ist vor allem ein Effekt des Ausbaus der Familienfürsorge und der immer häufigeren Hausbesuche von immer mehr Fürsorgerinnen. Stadtrat Tandler beantragt im Wiener Gemeinderat die finanziellen Mittel zur Errichtung einer neuen, größeren und wissenschaftlich unterstützten Kinderübernahmsstelle. Als Standort wird ein Grundstück an der Ecke Lustkandlgasse/Ayrenhoffgasse im neunten Gemeindebezirk in unmittelbarer Nähe zum städtischen Karolinen-Kinderspital ausgewählt. Nach dreijähriger Bauzeit wird das dreistöckige Gebäude der neuen KÜSt im Heimatstil (Architekt Adolf Stöckl) am 18. Juli 1925 von Bundespräsident Michael Hainisch und Julius Tandler eröffnet. In offiziellen Texten wird es als »Juwel der modernen Kinderfürsorge«, ja als das »eigentliche Prunkstück des ganzen sozialdemokratischen Reformwerks« gepriesen. Die Treppenhäuser und der große Hof sind mit Plastiken und Reliefs von Bildhauern versehen. Am Eingang findet sich eine Tafel mit einem allzu pathetischen Text Julius Tandlers: »Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder.«

122 Alexa Geisthövel, Volker Hess, Handelndes Wissen. Die Praxis des Gutachtens. In: dies., Hg., Medizinisches Gutachten. Geschichte einer neuzeitlichen Praxis, Göttingen 2017, 9–39, 27.

Abb. 5: Hof der neuen KÜSt und Brunnenplastik »Mutter Gemeinde« von Anton Hanak, Aufnahme Sommer 1925.



2.9.1 Anton Hanaks Brunnenplastik »Mutter Gemeinde«

Auf einer Photographie aus dem Jahr 1926 recken sich vom Beckenrand bronzene, Wasser speiende Schlangen bedrohlich gegen die Kinder. Auf der Photographie aus dem Sommer 1925 (Abb. 5) sind sie noch nicht zu sehen. Sie werden vom Bildhauer Anton Hanak¹²³ offenbar erst nach Eröffnung der neuen KÜSt hinzugefügt. Katrin Pilz meint, die Schlangen symbolisierten die Infektionskrankheiten, die die Kinder der Großstadt bedrohen.¹²⁴ Im Zuge einer Renovierung des Hauses im Jahr 1964 wird die Brunnenfigur abgebaut und vor einer Schule für körperbehinderte Kinder neben der Pfarrkirche in Mauer (Wien 23) aufgestellt. Die Gründe dafür sind mir nicht bekannt.

Im an Metaphern überreichen Diskurs der Biopolitik und der sozialistischen Eugenik stehen dem abwesenden, untauglichen, gewalttätigen oder alkoholsüchtigen Vater sozial schwache Frauen gegenüber: ledige, alleinstehende, verlassene Mütter. Sie gelten

123 Anton Hanak (1857–1934), expressionistischer Bildhauer, Freund von Gustav Klimt und Josef Hoffmann, gefördert von Emil Zuckerkanl, dem Vorgänger Julius Tandlers am I. Lehrstuhl für Anatomie der Medizinischen Fakultät, und von der Bankiers- und Industriellen-Familie Otto Primavesi, der neben Gustav Klimt auch Anton Hanak zahlreiche Aufträge verdankt.

124 Vgl. Katrin Pilz, *Mutter (Rotes) Wien. Fürsorgepolitik als Erziehungs- und Kontrollinstanz im »Neuen Wien«*, in: *Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis. Herausgegeben von Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal*, Basel 2019, 74–79, hier 74.

als Opfer ihrer Männer, die den Kindern den Vater nicht ersetzen können. Im System der Familienfürsorge amtiert, wie gesagt, ab 1919 für jedes unehelich geborene Kind ein Berufsvormund am zuständigen Bezirksjugendamt: ein juristisch gebildeter Mann, ein Mann des Gesetzes. Im fürsorgerechtlichen Sinn ersetzt er den Vater. Wieso ist dann aber die von Anton Hanak geschaffene Brunnenfigur kein *Vater Staat*, sondern eine *Mutter Gemeinde*, oder wie sie auch genannt wird, eine *Magna Mater*, die ihre Arme schützend über Kinder hält?

Wie im Traum, der die reale Welt auflöst und Teile neu zusammenfügt, könnte hier etwas offiziell nicht Sagbares zur Darstellung kommen. Nur Frauen können nach Tandler Fürsorgerinnen sein. Sie sind keine Mütter und sie sind auch nicht wie Mütter. In ihrer Ausbildung an der Städtischen Akademie für soziale Verwaltung und an den Bezirksjugendämtern werden sie angewiesen, keine mütterlichen Gefühle zu entwickeln, vielmehr streng und unbestechlich zu handeln. Es wird ihnen Distanz zu den Kindern abverlangt, die mütterlichem Handeln jedenfalls widerspricht. Eher folgen Fürsorgerinnen dem Tandler'schen Wort, »die Exekutive der Familienfürsorge« zu sein.

So gelange ich zu einer vorsichtigen Deutung, die ich aus dem Wissen über die experimentelle Familienfürsorge gewinne und mit den Intentionen des Bildhauers Hanak nicht übereinstimmen muss. Im Verständnis der Autoritäten der Familienfürsorge schützt Mutter Gemeinde (*Magna Mater*) vaterlose Kinder im Interesse des Staates, der Kommune und der Wirtschaft. Die faktische oder metaphorische Vaterlosigkeit vermag Mutter Gemeinde nur aufzuheben, indem Fürsorgerinnen die Strenge von Vätern an den Tag legen. Was die Brunnenfigur also symbolisiert und doch unsichtbar macht ist, dass Mutter Gemeinde, die große Mutter, Aufgaben von Vater und Mutter zugleich übernimmt. Die im seichten Wasser des Brunnens spielenden Kinder sind kahl geschoren und tragen alle dieselbe spärliche Bekleidung. Aus hygienischen Gründen haben sie ihr Haar und ihre Kleider gelassen. Dass sie im Wasser um die Brunnenfigur plantschen dürfen, ein Ereignis, das sich während ihres Aufenthalts an der KÜSt wohl nicht mehr wiederholt, ist gewiss die Idee des von der Gemeinde beauftragten Fotografen Martin Gerlach.

2.9.2 Die Kinderpsychologische Forschungsstelle an der KÜSt

Säuglinge, Kleinkinder und »Großkinder« bis zum sechsten Lebensjahr werden von jener Fürsorgerin, die den Antrag auf Abnahme gestellt hat, mit einem Bus, einem Dienstwagen oder der Straßenbahn an die neue KÜSt gebracht. Wie schon in der alten KÜSt werden die Kinder auf der »unreinen Seite« aufgenommen, geduscht oder gebadet und wegen der möglichen Übertragung von Läusen geschoren. Ihre Kleidung wird desinfiziert, in einem Lager verstaut und durch Anstaltskleidung ersetzt. Kinderschwestern bringen die Säuglinge in das zweite Geschöß, Kleinkinder (»Großkinder«) in das dritte. Im zweiten befinden sich Glasboxen für Säuglinge und Kriechlinge. Kleinkinder schlafen in einem Schlafsaal im dritten Geschöß.

Die meisten Kinder bleiben etwa drei Wochen zur Beobachtung. Während ihres Aufenthalts an der KÜSt ist jeder Kontakt zu Eltern, Großeltern und Geschwistern strikt untersagt. Warum das? Wären nicht relevante Informationen aus der Interaktion von Eltern und Kindern zu gewinnen? Eine mögliche Erklärung ist, dass Eltern unter Ver-

dacht stehen, an der vermuteten Störung oder Vernachlässigung ihres Kindes ›schuld‹ zu sein. Daher soll jeder als negativ eingeschätzte Einfluss von Eltern und Geschwistern auf das Kind unterbunden werden. Eine zweite Erklärung, die mit der ersten durchaus zu vereinbaren ist, sehe ich in der experimentellen Versuchsanordnung: In einem objektivistischen Sinn soll das Kind als das Produkt verfehlter oder fehlender Sorge beobachtet und beschrieben werden (s.u.).

Folgen wir mit dem Vorbehalt baulicher Veränderungen oder abweichender Nutzung im Lauf der Jahre dem Grundriss des Architekten Stöckl, befinden sich im ersten Stockwerk der KÜSt acht Boxen mit jeweils fünf Gitterbetten für Säuglinge und Kriechlinge, die von einer Säuglings- oder Kinderschwester betreut werden. Demnach ist hier insgesamt Platz für vierzig Kinder. Ein Gang führt an einer Seite der Glasboxen vorbei. Von ihm aus ist jedes Kind zu jeder Tages- und Nachtzeit zu beobachten. Das Boxsystem übernimmt der Architekt von der Universitäts- Kinderklinik. Deren Leiter Clemens Pirquet erklärt, die Box solle eine Ansteckung durch neu aufgenommene Kinder mit noch nicht erkannten Krankheiten vermeiden. In der neuen KÜSt hingegen dient die Box vor allem der Beobachtung der Kinder durch Psychologinnen und Studierende der Psychologie unter der Leitung von Charlotte Bühler.¹²⁵ Sie fertigen Protokolle über das Verhalten der Säuglinge und Kriechlinge während ihres Aufenthalts an. Charlotte Bühler und ihre erste Assistentin Hildegard Hetzer betreiben hier mit weiteren Mitarbeiter*innen und Studierenden kinderpsychologische Grundlagenforschung, die bis heute als innovativ gilt. Ob diese Forschung allerdings für Zwecke der KÜSt oder für die betroffenen Kinder in irgendeiner Weise nützlich ist, darf gefragt werden. Meine Rede vom Roten Wien als Labor der Hohen Moderne erhält hier einen bedrückenden Beigeschmack. Ein mehrwöchiger Aufenthalt des Säuglings oder des Kriechlings in der Box wirft Fragen nach den psychischen Belastungen auf. Das Vorgehen der Forscher*innen gilt, wie schon gesagt, in einem naturwissenschaftlichen Sinn als experimentell. Mögliche psychische und psychosomatische Kollateralschäden werden entweder gar nicht erkannt oder in Kauf genommen.

Am Institut für Psychologie der Universität Wien arbeiten Karl und Charlotte Bühler. Karl Bühler ist Ordinarius für Psychologie. Seine Ehefrau lässt ihre in Dresden erworbene Habilitation in Kinder- und Jugendpsychologie von der Universität Wien anerkennen und führt kinderpsychologische Beobachtungen an privaten und öffentlichen Einrichtungen durch. Tandler lädt sie ein, auch die neue KÜSt dafür zu nutzen. Die junge Horterzieherin Hildegard Hetzer wird aus dem Personalstand der Gemeinde Wien der Forschungsstelle zugewiesen und weiterhin von der Stadtgemeinde bezahlt. Sie übernimmt die Aufgaben einer wissenschaftlichen Assistentin, wird eine von Charlotte Bühlers Doktorandinnen, promoviert und wird eine anerkannte Kinderpsychologin.¹²⁶ Der Wissenschaftshistoriker Gerhard Benetka merkt dazu an:

»Charlotte Bühler wußte die kommunalen Wohlfahrtsbehörden in dieser Hinsicht gut zu bedienen. Gemeinsam mit Hildegard Hetzer konstruierte sie aus den Resultaten

125 Magistrat der Stadt Wien, Hg., Die Kinderübernahmestelle der Gemeinde Wien, Wien 1927, 24.

126 Hildegard Hetzer, Eine Psychologie, die dem Menschen nützt. Mein Weg von Wien nach Gießen, Göttingen 1988.

ihrer kinderpsychologischen Forschungsarbeit an der Kinderübernahmestelle ein Testverfahren zur Prüfung des psychischen Entwicklungsstandes von Kleinkindern, das in der Anstalt selbst geeicht, ausprobiert und schließlich als Grundlage für die Gutachtererstellung bei ›Problemkindern‹ in Verwendung genommen werden konnte.«¹²⁷

Ob alle Säuglinge und Kleinkinder, die hier beobachtet werden, ›Problemkinder‹ sind, und was darunter zu verstehen wäre, bleibt offen. Wohl deshalb setzt Benetka den Term Problemkinder in Anführungszeichen. Über Form und Zweck der Beobachtung der Säuglinge und Kleinkinder in den Glasboxen schreibt er:

»Des Nachts ging man nach draußen und beobachtete vom Gang aus durch die Glaswand. Die Kinder durften nicht gestört werden vom Licht der Taschenlampe, das zur Protokollführung im Dunklen benötigt wurde. Alles sollte so sein, als ob – außer dem Pflegepersonal – gar niemand anderer da wäre. Nicht das durch die Setzung von Reizen provozierte Verhalten interessierte, sondern das Verhalten in ›*natürlichen Situationen*‹.«¹²⁸

Ich rufe in Erinnerung: Säuglinge und Kleinkinder werden von der Sprengelfürsorgerin aus der Herkunftsfamilie genommen und, sofern sie unter sechs Jahre alt sind, umgehend an die KÜSt gebracht. Die Fürsorgerin gibt den Eltern keine Zeit, sich vom Kind zu verabschieden, wohl um emotionale ›Ausbrüche‹ der Mutter zu vermeiden. Zuhause schlafen Säuglinge, Kleinkinder und Großkinder mit ihren Müttern und Geschwistern im selben Raum. Säuglinge liegen in einem Korb, in einer Wiege oder in einem Kinderwagen unmittelbar neben dem Bett der Mutter, und oft liegen sie auch bei der Mutter im Ehebett (s. Kapitel 9.9). Demgegenüber ist das Boxsystem an der KÜSt freilich keine ›natürliche‹, sondern eine höchst *künstliche* und *szientistische* Situation. Vielleicht wirkt sie traumatisierend auf den Säugling oder das Kleinkind. In der Auswertung der Protokolle, die Verhaltensweisen des Kindes beschreiben, wird auf diese Möglichkeit kein Bezug genommen.

127 Gerhard Benetka, *Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922–1938*, Wien 1995, 138.

128 Ebd., 139f.

Abb. 6: KÜSt, Glasbox für Säuglinge und Kriechlinge.



Neben oder nach der Erstellung des »Inventars der Verhaltensweisen des ersten Lebensjahres«¹²⁹ arbeiten Charlotte Bühler und ihre Mitarbeiterinnen an »Kleinkindertests«. Sie sollen den aktuellen Entwicklungsgrad des Kindes vom ersten bis zum sechsten Lebensjahr bestimmen. Als Gegenleistung dafür, dass die Forschungsgruppe ein laufend umgeschlagenes Sample von Säuglingen und Kleinkindern bis zum Volksschulalter zur Verfügung hat und Studierende das kinderpsychologische Praktikum an der KÜSt absolvieren dürfen, liegt es nahe, Tests zu entwickeln, die dem Jugendamt und im weiteren auch anderen Institutionen der Stadt und des Staates nützlich sein sollen. Nach offizieller Darstellung sollen die Testergebnisse nach etwa drei Wochen vorliegen und über die Unterbringung des Kindes in einem Kinderheim, bei Pflegeeltern oder über die Rückgabe des Kindes an die Eltern mitentscheiden. Dazu nochmals Gerhard Benetka:

»Bei der Entwicklungsprüfung wurden einem Kind die seinem Lebensalter entsprechende Testreihe und die beiden vorangehenden oder nachfolgenden Teststufen vorgelegt. Aus der Anzahl der gelösten bzw. nicht gelösten Aufgaben konnte nun ein »Entwicklungsalter« (EA) berechnet und dieses nach dem von Stern vorgeschlagenen Verfahren zum Lebensalter (LA) in Beziehung gesetzt werden. Analog zum »Intelligenzquotienten« ermittelte man also einen »Entwicklungsquotienten« (EQ), indem man EA durch LA dividierte. War das Ergebnis größer 1, so wurde dies als ein Hinweis auf Akzeleration, bei kleiner 1 als Anzeichen von Retardation gewertet. [...] konnten schließ-

129 Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer, Inventar der Verhaltensweisen des ersten Lebensjahres. In: Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer, Beatrix Tudor-Hart, Hg., Soziologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr, Jena 1927, 125–250; dieselben, Kleinkindertests. Entwicklungstests für das erste bis sechste Lebensjahr, Leipzig 1932.

lich individuelle Entwicklungsprofile erstellt und daraus Anhaltspunkte für die Bestimmung der möglichen Ursachen der Entwicklungsrückstände abgeleitet werden. Man sieht, wie sehr dieses Prüfverfahren den Bedürfnissen der öffentlichen Fürsorge angepaßt war. Es ging letztlich darum, *Entwicklungsstörungen mit ihren Ursachen* möglichst früh zu erkennen, um zu deren Beseitigung rasch die notwendigen heilpädagogischen bzw. *therapeutischen* Schritte einleiten zu können. [...] Zur breiten Anwendung der Wiener Entwicklungstests im deutschen Sprachraum kam es übrigens gegen Ende der dreißiger Jahre eben im Rahmen des innerhalb der ›Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt‹ aufgebauten Systems von Erziehungsberatungsstellen. [...] Die in die Testbatterie aufgenommene Reihe für das sechste Lebensjahr wurde von Lotte Danziger als eine neue Art von Schulreife-Test vorgestellt.«¹³⁰

Werden an der KÜSt tatsächlich »heilpädagogische bzw. therapeutische Schritte« nach Maßgabe von IQ und EQ eingeleitet? Im Fürsorgeakt, der jedes Fürsorgekind bis zu seiner Großjährigkeit wie sein fürsorgebürokratischer Schatten begleitet, tauchen die gemessenen Werte wieder auf. Aber welche Entscheidungen hängen von ihnen ab? Passt ein relativ hoher IQ nicht zum geplanten Vorgehen, wird er kleiner geredet, etwa zu einer »durchschnittlichen Intelligenz«. Die Spezialisierung der Kinderheime ist viel zu gering, um die Auswahl eines passenden Heimes an IQ und EQ zu binden. Einen praktischen Zweck scheinen die Messdaten für die Unterbringung des Kindes in Heimen oder die Auswahl einer Schule oder eines Berufs nur in Fällen extrem geringer oder hoher Intelligenz zu haben. Als Begründung für die Abnahme eines Säuglings, dessen Intelligenz noch nicht gemessen werden kann, kommt nur ein weitgehender physischer und/oder psychischer Ausfall der Mutter oder eine besondere Verschmutzung der Wohnung in Frage. Die Beobachtung des Säuglings hat also keine Relevanz für die Entscheidung, was mit ihm weiter geschieht.

Offiziell entscheidet an der KÜSt ein Konsilium aus einem heilpädagogischen Arzt (Konsulent), einem Psychologen, einer Psychologin und dem Verwaltungsdirektor über das weitere Vorgehen. In der Praxis entscheidet der administrative Leiter nach pragmatischen Gesichtspunkten: In welchem Kinderheim ist gerade ein Platz frei? Finden sich Pflegeeltern? Bis diese Recherche abgeschlossen und eine Wahl getroffen ist, können auch mehr als drei Wochen vergehen. Für eine Rückstellung des Kindes an die Eltern muss die zuständige Sprengelfürsorgerin wenigstens einen weiteren Hausbesuch durchführen und deutliche Verbesserungen im Haushalt feststellen.

Dem Wohlfahrtsamt ist freilich bekannt, dass die Abnahme von Kindern bei betroffenen Eltern Misstrauen, Empörung und Wut und sogar Widersetzlichkeit auslösen kann. Daher erscheint die Fürsorgerin dort, wo sie mit Gegenwehr rechnet, in Begleitung eines Polizisten. Das erinnert freilich an das Wort Tandlers, die Fürsorgerinnen seien die Exekutive im System der Familienfürsorge. Ob man den Zweck oder den Sinn der Untersuchungen an Säuglingen und Kleinkindern, und sei es nur eine (vorgeblich?) zweckfreie Grundlagenforschung, den betroffenen Eltern in einem demokratisch-republikanischen Staat erläutern müsste, wird offenbar nicht erwogen. Von Eltern- und Kinderrechten ist

130 Gerhard Benetka, *Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922—1938*, Wien 1995, 196.

noch keine Rede. Und es kommt noch viel schlimmer. Wie schon bemerkt, werden Säuglinge und Kleinkinder ab 1942 von heilpädagogischen Ärzten aus verschiedenen Motiven zur Tötung freigegeben und von der KÜSt in den Pavillon 15 Am Spiegelgrund überstellt.¹³¹ Ohne Zweifel ist dies die Klimax der rassenhygienischen Heilpädagogik in Wien.

2.10 Kinderheime – ein Archipel der Gewalt

In den Heimen der Stadt Wien, katholischer Kongregationen, der Caritas, der Evangelischen Diakonie in Wien und in anderen Bundesländern, die von der KÜSt mit Kindern »beschiedet« werden, arbeiten Ordensschwestern und Ordensbrüder ohne pädagogische Ausbildung, pensionierte Unteroffiziere und Berufswechsler aus verschiedenen Berufen, ab 1926 auch Maturantinnen und Maturanten ohne fachliche Ausbildung. Erst 1960 wird im Schloss Braiten in Baden bei Wien ein *Bundesinstitut für Heimerziehung*, später *Bundesinstitut für Sozialpädagogik*, eingerichtet. Maturantinnen und Maturanten erhalten hier eine einjährige Ausbildung. Für Bewerberinnen und Bewerberinnen mit Hauptschulabschluss dauert die Ausbildung zwei Jahre. 1962 gründet auch die Stadt Wien ein *Institut für Heimerziehung*. Doch dauert es Jahrzehnte, bis Erzieherinnen und Erzieher ohne Ausbildung nur noch eine Minderheit unter den Erzieher*innen bilden.

Wie viele Bürgerinnen und Bürger sind auch Erzieher*innen der Ansicht, Heimkinder und ihre Eltern hätten *Schuld* auf sich geladen. In ihren Augen beweisen kleinste Vergehen gegen die hypertrophe Hausordnung des Heimes erworbene oder angeborene Schuld. Ein Fluchtversuch genügt, um das Kind als delinquent einzustufen. Körperstrafen, Arrest, Nahrungsentzug und Demütigungen sind zum Teil illegale Maßnahmen der Heimerzieher*innen. Viele Elemente des Umgangs mit den Kindern und Jugendlichen werden aus Waisenhäusern und Arbeitshäusern, aus den Landeserziehungs- und Besserungsanstalten, aus militärischen Kadettenanstalten und Zuchthäusern übernommen.¹³² Die Verregelung des Tagesablaufs in der Anstalt vom Aufstehen bis zum Schlafen, peinliche und demütigende Strafen, die Stornierung persönlicher Freiheiten, Zensur und Verbot der Kommunikation mit Angehörigen und Freunden machen das Erziehungsheim zu einer »totalen Institution«.¹³³

Der spätere Erziehungsberater des Jugendamtes und erfahrene Horterzieher August Aichhorn beschreibt die Zustände sachkundig.¹³⁴ Er warnt das städtische Wohlfahrts-

131 Vgl. Erwin Jekelius, Grenzen und Ziele der Heilpädagogik. In: Wiener Klinische Wochenschrift 55 (1942) 385–386.

132 Hannes Stekl, Österreichs Zucht- und Arbeitshäuser 1671–1920. Institutionen zwischen Fürsorge und Strafvollzug, Wien 1978. Vgl. auch Anna Bergmann, Genealogien von Gewaltstrukturen in Kinderheimen. In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates/Children of the State. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften OeZG 24 (2014) 1+2, 82–116.

133 Vgl. Erving Goffman, Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a.M. 1973.

134 August Aichhorn, Über Besserungsanstalten (1923). In: Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn. Pionier, 57ff.; August Aichhorn, Von der Fürsorgeerziehungsanstalt. In: ders., Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung mit einem Geleitwort von Sigmund Freud, 9. Auflage, Bern u.a. 1977, 123–143.

amt, eine erfolgreiche »Nacherziehung« sei unter den herrschenden Bedingungen nicht möglich. Gewaltsame Disziplinierung verstärke Angstneurosen oder erzeuge sie erst. Sie mache Kinder misstrauisch und behindere ihre psychodynamische Entwicklung und Bindungsfähigkeit. All dies führe zu lebenslangen Benachteiligungen und Fehlverhalten. Als Folge würden ehemalige Zöglinge nach ihrer Entlassung dem Staat, der Gemeinde und der Gesellschaft erst recht »zur Last fallen«.¹³⁵ Die Kritik Aichhorns wird weder vom Jugendamt noch von Tandler an der Spitze des Wohlfahrtsamtes ernstgenommen.¹³⁶ Die Auswirkungen sind nachhaltig und paradox. Bis herauf in die 1970er und 1980er Jahre verstößt die Heimerziehung gegen die erste Maxime des städtischen Wohlfahrtsamtes unter Tandler, der Einsatz öffentlicher Mittel in der Familienfürsorge und Fürsorgeerziehung habe stets *produktiv* zu sein.

2.10.1 Formen und Wirkungen der Gewalt in Kinderheimen

Bis in die 1970er Jahre bilden gewalttätige Erzieher und Erzieherinnen in den Heimen und Anstalten Cliques, die sich vor Kritik, einem Disziplinarverfahren oder vor der Entlassung zu schützen wissen und jene Kolleginnen und Kollegen, die sich gegen leibliche und psychische Gewalt aussprechen, mundtot machen oder aus der Anstalt mobben. Mit ihren verbalen Ausfällen und Herabwürdigungen beschädigen Erzieher*innen die Würde und Selbstachtung der Kinder. Sie greifen nach ihren Körpern, um ihnen Schmerz zuzufügen und den vermeintlich »schlechten Charakter« der Kinder zu brechen. Sie strafen die Gruppe für das einzelne Kind, und das einzelne Kind für die Gruppe – aus Gründen der Abschreckung vor den Augen aller Kinder. Dazu zählen Praktiken, die gar nicht oder nur dürftig als pädagogisch getarnt und mit hoher Gleichförmigkeit unabhängig vom jeweiligen Heimträger und vom Geschlecht der Peiniger ausgeübt werden. Nach einer kalten Dusche am frühen Morgen müssen Zöglinge nackt in der »Stirnreihe« stehen, um sie vorgeblich aus hygienischen Gründen an Genitalien und am After zu prüfen. In bezeugten Fällen werden Burschen mit einem Lineal, einem Rohrstock oder einer Reitgerte auf den von Erziehern mit der Hand angehobenen Penis geschlagen, wenn sie Spuren nächtlichen Onanierens (etwa leichte Rötungen) zu erkennen meinen. Zöglinge, auch kleine Kinder, die das oft zu fette und minderwertige Essen erbrechen, werden gezwungen, das Erbrochene aufzuessen. Im Kinderheim auf dem Wilhelminenberg ist es Kindern verboten, ab Mittag Wasser zu trinken, um das Bettnässen einzudämmen. Bettnässer werden nackt, nur mit ihrem nassen Leintuch umhüllt, stundenlang in der Halle des Schlosses dem Spott der Vorbeikommenden ausgesetzt. Wenn nach dem Abdrehen des Lichts im Schlafsaal noch geflüstert wird, zwingt der Erzieher oder die Erzieherin alle Kinder, auf dem Gang Aufstellung zu nehmen und über Stunden schweigend in einer Reihe zu stehen. Flüchtet ein Kind aus dem Heim, wird es von der Polizei gesucht, aufgrund seiner Heimkleidung meist bald gefunden und in das Heim zurückgebracht. In den Augen der

¹³⁵ Ebd.

¹³⁶ Vgl. Reinhard Sieder, Warum das Wiener Jugendamt seinem Erziehungsberater nicht folgte. In: Thomas Aichhorn/Karl Fallend, Hg., August Aichhorn – Vorlesungen. Einführung in die Psychoanalyse für Erziehungsberatung und Soziale Arbeit. Mit einem Essay von Reinhard Sieder. Wien 2015, 201–226.

Erzieher*innen und wohl auch der Heimleitungen hat es durch seinen Fluchtversuch seine ›Delinquenz‹ ein weiteres Mal unter Beweis gestellt. Das ins Heim zurückgebrachte Kind wird geschlagen, oft verletzt und in einem fensterlosen Raum bei Wasser und Brot eingesperrt, bis sichtbare Verletzungen abgeheilt sind. Benötigt ein schwerer verletztes Kind ärztliche Behandlung, stellt der Heimleiter oder die Heimleiterin eine kurze Mitteilung an den behandelnden Arzt aus, Zöglinge hätten einander die Verletzungen beim Sport oder beim Raufen zugefügt.

2.11 Aichhorns Experiment in Oberhollabrunn

August Aichhorn ist einer der wenigen, die sich öffentlich gegen die Praktiken in Erziehungs- und Kinderheimen zu Wort melden. Er ist Volksschullehrer und Horterzieher und beginnt 1918 eine Lehranalyse bei Paul Federn.¹³⁷ Im Mai 1918 scheidet er aus dem Schuldienst und wechselt in das städtische Jugendamt. Im Sommer 1918 leitet er die Erholungsfürsorge. Die Stadt Wien will ein Sommerlager für jeweils Tausend Buben in einem aufgelassenen Flüchtlingslager in Oberhollabrunn, einem Ortsteil der niederösterreichischen Bezirkshauptstadt Hollabrunn, organisieren, ändert aber den Plan. Offenbar unter dem Eindruck der wachsenden Zahl ›delinquenter‹ Kinder in den Kriegsjahren (s. Kapitel 3) soll ein Erziehungsheim für »verwahrloste, kriminelle Kinder und Jugendliche« eingerichtet werden.

Da es bis zum Ende der Ersten Republik trotz mehrerer Gesetzesvorlagen kein Jugendfürsorgeschutz-Gesetz und auch noch kein Jugendgerichtsgesetz gibt, steht die Einweisung von noch nicht strafrechtlich verurteilten Kindern und Jugendlichen in ein Erziehungsheim rechtlich auf dünnen Beinen. Es sollen Kinder und Jugendliche eingewiesen werden, bei denen nach Ermessen des Jugendamtes die Gefahr besteht, kriminell zu werden oder weiter zu verwahrlosen. Eine solche Prognose ist allerdings schwierig, oft unmöglich. Ein Ausweg wird darin gefunden, dass medizinische Heilpädagogen und Psycholog*innen eine mögliche Gefährdung des Kindes oder des Jugendlichen mittels Befunden und Gutachten attestieren. Ihr Gutachten ersetzt das Urteil eines Richters – ein folgenreicher Schritt der *Medikalisierung* der Familienfürsorge Tandlers (s.u.). Ein noch geltendes Gesetz von 1885 sieht die Einweisung von Kindern und Jugendlichen in sogenannte »Besserungsanstalten« der Länder nur unter zwei Voraussetzungen vor: der gerichtlichen Einweisung im Rahmen eines strafgerichtlichen Verfahrens durch einen Richter, oder dem Antrag der Eltern auf Abnahme eines Kindes, das sie auf diese Weise einer strengen Hand unterwerfen wollen. Dass sich manche Eltern und Heimerzieher in der Anwendung von Gewalt gegen Zöglinge einig sind, ist nicht auszuschließen. Das Rechtsproblem des Jugendamtes wird umgangen, indem ein Pflegschaftsgericht nach entsprechenden Gutachten Eltern die Obsorge entzieht und der Berufsvormund des zuständigen Jugendamtes die Einweisung des Kindes in ein Erziehungsheim verfügt.

Diese Praktiken liegen auch der Einweisung von insgesamt 434 Kindern in das Erziehungsheim Oberhollabrunn zu Grunde. Von hundert Kindern werden 32 auf ausdrück-

137 Paul Federn ist Psychoanalytiker und langjähriger Sekretär und Verfasser der Protokolle von Freuds Mittwochsgesellschaft.

lichen Wunsch ihrer Eltern aufgenommen. 70 von 100 Kindern werden eingewiesen, nachdem ihren Eltern die Obsorge entzogen worden ist.

Gertrud Baderle gibt Einblick in den Zustand der Baracken in Oberhollabrunn vor Aichhorns Ankunft.

»Schmucklose Räume, Eisenbetten darin, einfache Betteinrichtung, die jeder Behaglichkeit entbehrt. Dann die Tagesbaracken für Zeiten schlechter Witterung, die außer Tischen, Betten und Wandbrettern, die zur Aufbewahrung dienen, keinerlei andere Einrichtung aufweisen. Nehmen wir unseren Weg weiter in die Küchenbaracke, wo uns mächtige Kessel, überlebensgroße Rührschaufeln und die Speisekübel zum Austragen des Essens in die Speisebaracken nicht nur fremd, sondern wenig verheißungsvoll anmuten.«¹³⁸

Befremdet von diesen Zuständen in einem »Erholungsheim« der Stadt Wien ist auch August Aichhorn. Mit Handwerkern aus der Umgebung beginnt er einige Baracken für die Zwecke eines Erziehungsheims in Stand zu setzen. Im August 1919 treffen die ersten Kinder ein. Sie werden auf drei Baracken aufgeteilt. Jede Baracke hat einen Schlafraum, einen Tagraum (auch Aufenthaltsraum), ein Zimmer für die »Heimführerin«, einen Waschraum und außen liegende Aborte.

Nach Aichhorns Vorstellung soll sich das »Landeserziehungsheim Oberhollabrunn« von den aus der Habsburger Monarchie überkommenen Erziehungs- und Besserungsanstalten unterscheiden: keine Einsperrung, keine Arrestzelle, keine körperliche Gewalt. Wie sich Aichhorn noch konventionell ausdrückt, habe man es in Oberhollabrunn mit »dissozialen«, »kriminellen« und »delinquenten« Kindern und Jugendlichen zu tun, auch mit »schwer erziehbaren« und »neurotischen« Kindern und Jugendlichen »verschiedener Art«.¹³⁹ Die Übergänge seien fließend. Aichhorn will die »Nacherziehung« der Kinder auf der Grundlage pädagogischen und psychoanalytischen Wissens gestalten, ein Vorhaben, das sich im Lauf des Jahres 1919 offenbar annähernd verwirklichen lässt.

Aus einem Bericht Aichhorns für das Jahr 1919¹⁴⁰ geht hervor: In nunmehr neun Gruppen leben in neun Baracken etwas mehr als 200 Kinder ab dem sechsten Lebensjahr. Darunter ist auch eine Gruppe rachitischer Kinder. Acht Gruppen bestehen aus durchwegs männlichen Fürsorgezöglingen ab sechs Jahren. Geplant ist wohl, dass sie bis zum 18. Lebensjahr in der Anstalt bleiben werden. Aber dazu kommt es nicht.

Aichhorn ist sich offenkundig bewusst, dass es sich um ein *work in progress* handelt. Erstmals führt er aus, worin Asozialität in seiner Sicht besteht, wie sie von Dissozialität zu unterscheiden ist, und warum beide Zustände Durchgangsstadien einer normalen oder verzögerten Entwicklung seien, die nicht zwangsläufig, aber unter Umständen

138 Gertrud Baderle, Acht Wochen Erholungsfürsorge der Gemeinde Wien in Oberhollabrunn. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen 18 (1919), 7.

139 August Aichhorn, Verwahrloste Jugend, Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung. Mit einem Geleitwort von Sigmund Freud. Neunte, unveränderte Auflage, Bern/Stuttgart/Wien 1977, Einleitung, 9.

140 August Aichhorn, Tätigkeitsbericht Jänner bis Dezember 1919 (mit 10 Anlagen), unveröffentlicht, zitiert nach Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript o.O., o.J., 104. Ich danke Karl Fallend für die Überlassung des Typoskripts.

in Delinquenz führen können. »Dissozialität« ist für Aichhorn ein natürlicher Zustand jeden normalen Kindes, der bei mangelnder elterlicher Zuwendung und Erziehung länger als gewöhnlich andauere. An die Stelle einer der zeitgenössischen Theorien der Vererbung setzt Aichhorn die »triebdynamische« Theorie Freuds und betrachtet das Kind in seiner Entwicklung, an der elterliche Erziehung und gegebenenfalls auch Heimerziehung oder »Nacherziehung« beteiligt sind.

»Wir teilen nicht die Meinung jener, für die mit der Erbmasse allein schon die spätere Entwicklung des Kindes gegeben ist. Wir stehen hier auf dem Boden der Psychoanalyse, die die Art und Stärke der libidinösen Bindungen für das spätere Leben erkennt. [...] Jedes Kind beginnt sein Leben als asoziales Wesen: es besteht auf der Erfüllung der direkten primitiven Wünsche aus seinem Triebleben, ohne dabei die Wünsche und Forderungen seiner Umwelt zu berücksichtigen. Dieses Verhalten, das beim Kleinkind normal ist, gilt (nur dann) als *asozial oder dissozial*, wenn es sich über die frühen Kinderjahre hinaus fortsetzt. Es ist die Aufgabe der Erziehung, das Kind aus dem Zustand der Asozialität in den der sozialen Anpassung hinüberzuführen. [...] Wo bestimmte [...] Störungen in der Libidoentwicklung vorkommen, *bleibt* das Kind *asozial* oder bringt bestenfalls eine nur scheinbare, rein äußerliche Anpassung an die Umwelt zustande [...].«¹⁴¹

Den Zustand einer nur äußerlichen Anpassung bezeichnet Aichhorn als »latente Verwahrlosung«. Geringe Anlässe, ungünstige Umstände und Zufälle würden genügen, um latente in manifeste Verwahrlosung zu überführen. Die therapeutische »Verwandlung« des Kindes könne über »das Bewusstmachen unbewusster Gefühlseinstellungen« gelingen.¹⁴² Aichhorn nutzt das psychoanalytische Konzept der »Übertragung«. Diese soll einen »starken Affekt« im männlichen »Zögling« auslösen, der es ihm ermöglicht, mit dem männlichen Erzieher in Beziehung zu treten.¹⁴³

2.1.1 Oberhollabrunn und die Wiener Heilpädagogik

Viele der für Oberhollabrunn in Frage kommenden Kinder werden in Wien von heilpädagogischen Ärzten untersucht. Aichhorn hat darauf keinen Einfluss. Bereits verurteilte Jugendliche werden in die *Landeserziehungsanstalt* im niederösterreichischen Eggenburg überstellt, die bis 1921 dem Land Niederösterreich und ab Jänner 1922 dem Land Wien gehört. Hier werden die Jugendlichen in Heimuniformen gesteckt und von bewaffnetem Personal überwacht. Kinder und Jugendliche, die der leitende Heilpädagoge Lazar nach seiner Beobachtung und Diagnose für »nicht vollsinnig« hält, schickt er in Heime für »Schwachsinnige«. Nur männliche Kinder ab dem sechsten Lebensjahr werden nach Oberhollabrunn geschickt. Auf diese Weise sind die heilpädagogischen Stationen am Tivoli und ab 1928 am Wilhelminenberg sowie die Heilpädagogische Abteilung an der

141 Aichhorn, Verwahrloste Jugend, Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung, 10, meine Kursivierung.

142 Ebd., 10f.

143 August Aichhorn, Über die Erziehung in Besserungsanstalten (1923). In: Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn. Pionier der Psychoanalytischen Sozialarbeit, 68.

Universitäts-Kinderklinik Verteilungsstellen für Kinder, die ihren Eltern aus verschiedenen Gründen abgenommen werden und älter als sechs Jahre sind. Für die Verteilung von Säuglingen, Kriechlingen und Kleinkindern bis zum sechsten Lebensjahr ist ausschließlich die KÜSt zuständig (s. Kapitel 2.9).

Für die Gruppenbildung und die von Aichhorn gewünschte pädagogische Arbeit in Oberhollabrunn erweisen sich heilpädagogische Diagnosen als wenig brauchbar. Die Unterschiede zwischen einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Psychiatrie, der sich Lazar auch als Konsulent in Oberhollabrunn zurechnet, und einer psychotherapeutisch und pädagogisch orientierten Erziehungs- und Sozialarbeit nach Aichhorn führen in Oberhollabrunn zu einem latenten Dissens der Professionen.

Ehe ich näher darauf eingehe, noch eine kurze Anmerkung zu den einflussreichsten Theorien, die das Feld der »Nacherziehung« in Erziehungsheimen seit dem 19. Jahrhundert anleiten. 1876 erscheint Cesare Lombrosos Buch »Der verbrecherische Mensch« mit seinem Schlüsselbegriff des »geborenen Verbrechers«. Möbius spricht vom »Entartungsirresein«, Morel von »*dégénération supérieure*«. Begrifflich besonders nachhaltig wirkt der deutsche Gefängnisdirektor Julius Koch. Nach seiner Vorstellung sind Menschen mit schlechten erbten Eigenschaften für schlechte exogene Einflüsse besonders empfänglich. Die Unschärfe in der Unterscheidung zwischen exogenen, materiellen und sozialkulturellen Einflüssen und endogener, biologischer Vererbung gilt aus heutiger Sicht als große Schwäche der Psychopathologie. Während der Psychiater Karl Birnbaum annimmt, dass sich die »Wesensart« der Psychopathen nicht (oder noch nicht) vom »Körperlichen aus erfassen« und sicher erkennen lasse,¹⁴⁴ schlagen die Wiener Heilpädagogen diesen Einwand in den Wind. Sie schließen von leiblichen Merkmalen auf das Vorliegen einer psychopathischen Störung. Achim Perner bemerkt dazu: »Damit verschloss sich das Konzept der vererbten oder angeborenen psychopathischen Konstitution von vornherein allen therapeutischen oder pädagogischen Ambitionen, denn an den angeborenen Anlagen kann ja keine Therapie etwas ändern.«¹⁴⁵ August Aichhorn ergänzt die endogenen Faktoren der Vererbung um die therapiefähigen psychischen Vorgänge, die im Lauf der Ontogenese, im sozialkulturellen und »trieb-dynamischen« Werden des Menschen, wirksam sind. Damit öffnet er einem pädagogisch-psychotherapeutischen Umgang mit schwierigen und oft mehrfach benachteiligten Kindern allererst den Weg, ohne sie im medizinischen Sinn apriori und pauschal als krank zu erklären.

2.11.2 Aichhorn und die Psychoanalyse

Als junger Lehrer und Horterzieher orientiert sich auch Aichhorn an Julius Kochs Psychopathologie. Es ist offenbar erst die praktische Arbeit in Oberhollabrunn, die ihn stattdessen nach psychoanalytischen Grundlagen suchen lässt. Er beginnt eine Lehranalyse bei Paul Federn. Am 18. Oktober 1922 wird er zum Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung gewählt. In seinem obligatorischen Vortrag vor den Kollegen setzt er

144 Karl Birnbaum, *Die psychopathischen Verbrecher*, Leipzig 1926, 4.

145 Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä. Typoskript, 124. (Archiv des Autors).

sich für eine psychoanalytisch informierte Nacherziehung in Kinderheimen ein.¹⁴⁶ Er hält freudige Erlebnisse der Zöglinge in einem ihnen zugewandten, freundlichen Heim für unerlässlich. Während er sich in Oberhollabrunn das Erstgespräch mit Neuankömmlingen und weitere Gespräche nach Vorfällen vorbehält, um diese Vorfälle psychotherapeutisch zu nutzen, sind zunächst dreizehn und bald noch mehr männliche Erzieher für die tägliche pädagogische Arbeit verantwortlich. Sie bilden die »Erziehungsabteilung«. Die Versorgung und Pflege der Kinder wird weiblichen Pflegerinnen der »Pflegeabteilung« anvertraut. Mit dieser Trennung von Pflege und Erziehung bzw. psychotherapeutischer Arbeit folgt Aichhorn dem bürgerlichen Familienmodell, das die Frau als Pflegerin, den Mann als Repräsentanten der Gesellschaft und ihrer Normen und Gesetze vorstellt. Die Komplementarität »männlichen« und »weiblichen« Denkens und Fühlens sei ein notwendiges Element der Heimerziehung. Die den einzelnen Gruppen zugeteilten »Heimführerinnen« sorgen für das emotionale und leibliche Wohl der Kinder, für Körperpflege, Kleidung und vieles andere. In den Begriffen Sigmund Freuds repräsentieren sie das Lustprinzip, die männlichen Erzieher das Realitätsprinzip, den notwendigen Verzicht auf die sofortige Befriedigung der Bedürfnisse.¹⁴⁷ So wird die psychodynamische Nacherziehung wie in einer Familie arbeitsteilig organisiert und der Zögling – so hoffen Aichhorn und seine Erzieher – auf ein Leben nach dem Heim vorbereitet.¹⁴⁸

2.11.3 Die praktische Arbeit der Erzieher

In mehreren Baracken wird eine koedukative Volksschule eingerichtet, die nicht der Schulverwaltung der Stadt Wien unterliegt und von der Regelschule abweicht, wo immer es Aichhorn und seinen Erziehern im Sinn der Nacherziehung nützlich scheint. Es gibt keine Klassen nach Jahrgängen, sondern Unterricht in alters-gemischten Gruppen, der bei Bedarf auch ins Freie verlegt werden kann. In kürzester Zeit gelingt es, eine alternative Schule aufzubauen, die noch heute als vorbildlich gelten kann, schreibt Achim Perner. In der Satzung der Schule heißt es, man betreibe »Instrumentalmusik, rhythmische und Heilgymnastik, jugendliche sportliche Übungen, Leichtathletik, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Handfertigkeiten- und Haushaltsübungen, Garten- und Feldbau, Kleintier- und Bienenzucht usw.«¹⁴⁹

Während die jüngeren Kinder in die heimeigene Schule gehen, absolvieren die älteren eine Lehre in Werkstätten. Nach Aichhorns Bericht für das Jahr 1919 werden 36 Lehrlinge von Meistern ausgebildet, einige sind in Gewerbebetrieben des Ortes untergebracht. In drei Krankenbaracken arbeiten ein nebenberuflich tätiger Arzt und 11 Pflegerinnen. Vier Pflegerinnen sind allein für die Bettnässer zuständig, die in anderen Hei-

146 Vgl. August Aichhorn, Über die Erziehung in Besserungsanstalten (1923). In: Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn. Pionier der psychoanalytischen Sozialarbeit, Wien 2011, 57.

147 Vgl. Ruth Neumeister, Psychoanalyse und Justiz. Über ein Spannungsverhältnis, das Unbewusste, das Dritte und die Gerichtssachverständige. In: Werkblatt 31 (2014) Heft 1, 45–69, hier 63.

148 Vgl. Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Ägid, Typoskript, 106. Archiv des Autors.

149 Satzung der Anstaltsschule, zitiert nach Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript 107.

men der Stadt Wien und der christlichen Kirchen oft das Freiwild aggressiver, unverständiger Erzieher*innen sind.¹⁵⁰

Abb. 7: Aufenthaltsraum im Erziehungsheim Oberhollabrunn 1920.



Aichhorns Lehranalyse bei Paul Federn wird für seine Arbeit im Erziehungsheim Oberhollabrunn gewiss bedeutsam, aber durch die frühe Schließung des Heimes im Frühjahr 1921 zum Teil um ihre Früchte gebracht. Aichhorn und seine Erzieher folgen einer klaren Vorstellung von Dissozialität und Asozialität, die sie *nicht* mit Schuld verbinden. Es gehe darum, die von Eltern aus welchen Gründen immer versäumte Erziehung nachzuholen, unterdrückte gute Anlagen zu wecken und schlechte nicht zu provozieren. Aichhorn glaubt zudem – mit einem späteren Begriff gesprochen – an die wechselseitige Re-Sozialisation der Zöglinge, auch und gerade wenn sie unterschiedliche Schwächen und Probleme haben. Deshalb wird die Frage, welcher Gruppe ein Kind zugewiesen wird, zu einem Streitpunkt zwischen dem psychiatrischen Konsulenten Lazar, dem Psychologen Winkelmayer und Aichhorn und seinen Erziehern. Die (hybride) Fachsprache der Heilpädagogik passt gar nicht zur sozialpädagogischen und tiefenpsychologischen Denkweise Aichhorns und seiner Erzieher. Wissenschaftliche Paradigmen und Professionen prallen in Oberhollabrunn aufeinander. Ich frage mich, warum sich Lazar und Winkelmayer in Oberhollabrunn unter Aichhorn halten können. Haben sie den besseren Kontakt zum Jugendamt oder zu Tandler im Wohlfahrtsamt? Oder ist Aichhorn derart von der akademischen Hegemonie der Pädiatrie und der

150 Vgl. Reinhard Sieder, Andrea Smioski, *Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien*, Innsbruck u.a. 2012.

Psychiatrie beeindruckt, dass er weiterhin zur Kooperation bereit ist? Ist es die Macht des Wohlfahrtsamtes, der er sich letztlich unterwirft? Achim Perner:

»Über die Zöglinge selbst erfahren wir aus den Befunden von Lazar allerdings nur wenig, denn wir treffen darin auf eine Sprache, die uns umso mehr befremden muß, als sie in einem eklatanten Gegensatz zu allem steht, was wir sonst über Oberhollabrunn wissen: »Neuropathie«, »psychopathische Konstitution« und »moralischer Defekt«, »Degeneration« und »hereditäre Belastung« sind Ausdrücke, denen wir in den (heilpädagogischen) Gutachten regelmäßig begegnen. So wird uns [...] A. von Lazar als »hereditär belastetes Individuum« präsentiert, während er K. eine »neuropathische Veranlagung mit Verwahrlosung und Minderwertigkeitsgefühl attestiert; Begriffe, die uns mehr über den Gutachter zu sagen scheinen als über die Kinder [...].«¹⁵¹

In der Frage der Gruppenbildung setzen sich Aichhorn und seine Erzieher durch und gruppieren die Zöglinge nicht nach vermeintlich krankheitswertigen Gemeinsamkeiten, sondern nach Unterschieden. Die Gruppen sind in Baracken, gleichsam Haushalten unter Aufsicht einer »Heimführerin« untergebracht, teilen aber mit anderen Gruppen die Werkstatt, die Schulbaracke und den Aufenthaltsraum (s. Abb. 7). Die von Aichhorn und seinem leitenden Erzieher Martin Krämer erarbeitete Gruppierung ist ausdrücklich *nicht* mit der von Erwin Lazar ausgearbeiteten medizinisch-nosologischen Systematik identisch. Die von Lazar bevorzugt beachteten schweren Psychosen oder Fälle von Schizophrenie sind in Oberhollabrunn nicht zu finden, wenn auch über einzelne »Grenzfälle zur Neurose und Psychose« oder »abnorme Affektverläufe« berichtet wird.¹⁵²

2.11.4 Winkelmayers Psychologisches Laboratorium

Das heilpädagogische Paradigma Lazars und Winkelmayers – ein Hybrid aus Pädiatrie, Psychiatrie und Psychologie – bleibt dennoch auch in Oberhollabrunn nicht unbeachtet. In dem von Winkelmayer geleiteten Psychologischen Laboratorium werden die Kinder und Jugendlichen in halbjährlichen Abständen untersucht. Dies ist auch in der Satzung des Heimes vorgesehen. Auf den dazu angelegten Fragebögen finden sich die erbliche Belastung des Kindes und Besonderheiten der Eltern und Geschwister eingetragen. In weiteren Rubriken werden ganz im Sinn der Heilpädagogik und auch des Konstitutionsforschers Julius Tandler physiognomische Auffälligkeiten des Schädels, des Gesichts, der Augen, des Knochenbaus, des Fettgewebes und des Genitals festgehalten. Auch »psychophysische Eigenschaften« werden notiert: Seh- und Hörschärfe, Tastsinn, Ausdauer, Ausdrucksvermögen. Die Kinder werden einer Reihe von Entwicklungstests unterzogen. Sie werden auf ihre Merkfähigkeit und ihre Auffassungsgabe geprüft. Weitere Fragen beziehen sich auf den Ausdruck von Affekten im alltäglichen Zusammenleben, auf den Ausdruck von Lust und Unlust, Zorn und Aggression. Wöchentlich haben sowohl die Heimführerinnen, die jeweils einer Gruppe vorstehen, als auch die Erzieher nach einem vorgegebenen Schema ihre Beobachtungen für jeden einzelnen Zögling zu notieren. Das Schema entwickeln Aichhorn und Winkelmayer angeblich gemeinsam und nennen es

151 Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript, 121.

152 Ebd. 143.

»Psychogramm«. Es ist wie die Heilpädagogik als ganze ein Hybrid aus psychiatrischen, pädagogischen und psychologischen Fragen. Achim Perner, der viele der ausgefüllten Psychogramme gesichtet hat, bemerkt dazu Folgendes. Die Akten geben, schreibt er,

»[...] Einblick in den erzieherischen Alltag von Oberhollabrunn, und sie führen uns den pädagogischen Blick vor Augen, durch den die Zöglinge dort wahrgenommen wurden. Oder besser: *die Blicke*, denn die Zöglinge werden in den Akten aus unterschiedlichen Perspektiven gezeigt: Der fürsorgliche Blick der Erhebungen des Jugendamts, der *psychiatrische* Blick in den heilpädagogischen Befunden, der *psychologische* Blick in den diversen Tests, und schließlich der *pädagogische* Blick in den Aufzeichnungen der Erzieher [...]. Einerseits erfahren wir aus den Akten über jeden einzelnen der Zöglinge sehr viel, andererseits *läßt sich keinerlei Zusammenhang zwischen den verschiedenen Aufzeichnungen, Erhebungen und Befunden und dem Erziehungserfolg herstellen*. Das heißt, es gab weder eine allgemeine (für alle Beteiligten gültige) Perspektive, die es erlaubt hätte, diese unterschiedlichen Wissensformen miteinander zu verbinden, noch gab es eine Möglichkeit, ihre pädagogische Relevanz zu beurteilen.«¹⁵³

Im Klartext: Ein Nutzen des Nebeneinanders der so verschiedenen wissenschaftlichen Paradigmen¹⁵⁴ scheint für die pädagogische Praxis der Erzieher nicht gegeben. Das den Paradigmen inhärente Menschenbild, die Leittheorien, Methoden und die gesellschaftlichen Aufträge und Zwecke, denen die beteiligten Professionen in Hollabrunn folgen, sind allzu verschieden, ja zum Teil gegensätzlich. Im Übrigen ist auch dies ein Beleg für eine verfehlt Medikalisierung der Fürsorgeerziehung durch das Wohlfahrtsamt. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die praktische Arbeit Aichhorns und seiner Erzieher nutzlos gewesen wäre.

2.11.5 Das Ende des Experiments und Aichhorns Rückkehr nach Wien

Anfang Oktober 1918 eingerichtet, wird das städtische Erziehungsheim in Oberhollabrunn schon im Februar 1921 wieder geschlossen. Die offizielle Erklärung des Wohlfahrtsamtes dafür ist, dass im Zuge der Trennung der Verwaltungen Wiens und Niederösterreichs die niederösterreichische *Landeserziehungs- und Besserungsanstalt* in Eggenburg (»Lindenhof«) an das neue Bundesland Wien fällt und fortan ausschließlich mit Wiener Kindern »zu füllen« sei. Kinder aus dem Erziehungsheim Oberhollabrunn werden entweder vorzeitig aus der Heimerziehung entlassen oder vorübergehend in ein Heim der Stadt Wien in St. Andrä an der Traisen verlegt und von dort wenig später in die inzwischen renovierte Erziehungsanstalt in Eggenburg überstellt.

Wie Aichhorn kurz vor seinem Tod bitter bemerkt, wird sein Ansatz und seine Kritik an der gewaltsamen Heimerziehung »in Wien nicht beachtet«. Nach der Schließung von Oberhollabrunn trägt er sich kurz mit dem Gedanken, sich für die Leitung der Großanstalt in Eggenburg zu bewerben, unterlässt es dann aber, wohl weil er um seine Randstellung in Tandlers Netzwerk weiß. Aichhorn übersiedelt für kurze Zeit mit einem Teil sei-

153 Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript, 134 (Archiv des Autors). Meine Kursivierung.

154 Thomas S. Kuhn, (1962) *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a.M. 2003.

ner Erzieher und einer Gruppe von Kindern nach St. Andrä an der Traisen. Anna Freud, die mit Aichhorn eine fruchtbare Arbeitsbeziehung in Briefen und Diskussionen entwickelt, besucht ihn in St. Andrä und berichtet ihrer Freundin Lou Andreas-Salomé:

»Der Ton zwischen Aichhorn und den Buben ist wie der in einer sehr guten Familie. Sie sind freundschaftlich und zutraulich gegen ihn, ganz ohne Devotion, befolgen aber gleichzeitig jede seiner kleinen Anordnungen mit einer Schnelligkeit und absoluten Selbstverständlichkeit, die einen bei der Abwesenheit aller Disziplinarmittel immer wieder erstaunt. [...] Daneben gibt es natürlich alle möglichen, nicht immer harmlose Ereignisse und Affären wie Raufhändel, Diebstähle und was sie sonst noch an Gewohnheiten aus ihrem früheren Leben mitbringen. Aichhorn versucht absichtlich nicht, solche Dinge von vornherein zu verhüten und auszuschließen, sondern lässt ruhig die Möglichkeiten dazu offen und versucht dann gerade an das Geschehene anzuknüpfen: und das eben macht er sehr analytisch, übrigens wohl immer erst, wenn ein Zögling schon durch etwas längeren Aufenthalt in der Anstalt an ihn gebunden ist. Er geht auch dann in langen Aussprachen sehr weit in die Kindheits- und Familiengeschichte zurück [...].«¹⁵⁵

Nachdem auch die letzten Kinder St. Andrä an der Traisen verlassen haben und die meisten nach Eggenburg überstellt worden sind, kehrt Aichhorn nach Wien zurück. Von der Schließung des Heimes in Oberhollabrunn sehr enttäuscht, bleibt er aus existenziellen Gründen bis zu seiner Pensionierung 1932 im Personalstand des Jugendamtes und übernimmt die Funktion eines Erziehungsberaters, der jede Woche an einem anderen Bezirksjugendamt eine Sprechstunde hält. Zwei Ärzte werden ihm zur Seite gestellt. Erziehungsberatung sollen sie gleichsam *on the job* lernen. Dass das Wohlfahrtsamt (wohl in der Person Tandlers) diese Aufgabe Ärzten eher zutraut als reformorientierten, erfahrenen Pädagogen, zeigt nochmals die von Tandler energisch vorangetriebene Medikalisierung der Familienfürsorge. Nach seiner Pensionierung im Jahr 1932 berät Aichhorn Eltern und Kinder im Ambulatorium der *Wiener psychoanalytischen Vereinigung* und unterrichtet an deren Lehrinstitut als Lehranalytiker und in seiner Privatpraxis als Kontrollanalytiker. Er stirbt 1949.

Ein privat geführtes Therapieheim Dornbach beruft sich Anfang der 1950er Jahre auf Aichhorn und auf Anna Freud. 1946 wird von der Internationalen Quäkerhilfe ein Heim für Flüchtlings- und Waisenkinder in Dornbach (Wien 17) finanziert und eingerichtet. »Schwierigste, verwahrloste und psychisch gestörte Kinder und Jugendliche« sind hier untergebracht. Es sind wohl die am allerstärksten geschädigten Kriegskinder, darunter Kinder, die den Bombenkrieg in den Luftschutzkellern erleben mussten. Im Sommer 1950 wird dieses Heim »zu einem Therapieheim« umgestaltet, »das der Behandlung neurotischer und neurotisch verwahrloster Kinder dienen und diesen *einen sonst oft jahrelang notwendigen Heimaufenthalt ersparen und die Rückgliederung* in ihre Familien oder in Pflegestellen ermöglichen« soll. Das berichtet der Leiter des Therapieheims, Dr. Heinz Eppel,

155 Brief vom 18. 2. 1922 über drei Tage »bei Aichhorns Dieben, Vagabunden und Messerstechern«, zitiert nach Anna Freud/August Aichhorn, »Die Psychoanalyse kann nur dort gedeihen, wo Freiheit des Gedankens herrscht. Briefwechsel 1921–1949, Herausgegeben und kommentiert von Thomas Aichhorn, Frankfurt a.M. 2012, 35.

1952 den Mitgliedern der kurz zuvor gegründeten *August-Aichhorn-Gesellschaft*.¹⁵⁶ Seine Begründung zeigt, dass die schweren Mängel städtischer und kirchlicher Kinderheime Anfang der 1950er Jahre Insidern durchaus bekannt sind.

2.12 Verblüffende Kontinuitäten

Die berufliche Laufbahn des Psychologen Franz Winkelmayer ist nicht hinreichend erforscht, aber das, was über ihn bekannt ist, scheint mir ein guter Anlass für ein Postskriptum zu diesem Kapitel. An Winkelmayers Karriere zeigt sich die durchgehende Geltung rassenhygienischer Motive über die Wechsel der politischen Regime von 1918, 1933, 1938 und 1945 hinweg. Winkelmayer ist der Sohn eines Gastwirts im niederösterreichischen Zistersdorf und wird am 6. Jänner 1885 in Wien geboren. Nach dem Gymnasium studiert er Psychologie an der philosophischen Fakultät in Wien, wird Psychologe, Erziehungsberater und Heilpädagoge.¹⁵⁷ 1919 wird er Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Seit Mai 1919 wird er von der Gemeinde Wien angestellt, um am Aufbau der Familienfürsorge mitzuarbeiten. 1919 finden wir ihn als Leiter des »Psychologischen Ambulatoriums« in Oberhollabrunn, von 1919 bis 1922 als Erziehungsberater des Jugendamtes in Wien. Bis 1925 arbeitet Winkelmayer als »Heilpädagoge« im Kinderheim am Tivoli und ab 1928 an der heilpädagogischen Beobachtungstation, die dem Kinderheim Am Wilhelminenberg angeschlossen ist. Nach Aichhorns Pensionierung im Jahr 1932 wird Winkelmayer neuerlich Erziehungsberater des Jugendamtes und damit Nachfolger Aichhorns in dieser Funktion. Sein Ansuchen um Aufnahme in die NSDAP wird wegen seiner Mitgliedschaft in einer Freimaurer Loge abgewiesen. 1943 wird er »kommissarischer Leiter« des vom nationalsozialistischen Gaujugendamt betriebenen »Erziehungsheimes Am Spiegelgrund«.¹⁵⁸ In der dem Heim angeschlossenen »Wiener städtische Nervenklinik für Kinder«, die dem Gesundheitsamt unterstellt ist, werden 789 Kinder und Jugendliche ermordet.¹⁵⁹

Karl Fallend und Ulrike Körbitz berichten über ein letztes Treffen mit Aichhorn in dessen Wiener Wohnung anlässlich seines 70. Geburtstags am 24. Juli 1948. Einige seiner ehemaligen Mitarbeiter*innen in Oberhollabrunn sind der Einladung gefolgt, darunter auch Winkelmayer. Aichhorn notiert: »Zwanzig Personen, alle in froher Stimmung, im

156 Heinz Eppel, Ein Jahr Arbeit mit schwierigen Kindern. In: Therapieheim Dornbach. Jahresbericht 1951/52.

157 Wiener Staats- und Landesarchiv, Personalakt Franz Winkelmayer, zit.n. Karl Fallend, Ulrike Körbitz, Graz – Wien – retour. Emmy Miklas – zwischen Sozialismus, Philosophie, Psychoanalyse und sozialer Fürsorge. In: Werkblatt 72, 31. Jg. 2014, Heft 1, 78–127, hier 119, Anmerkung 30.

158 Vgl. Herwig Czech, Der Spiegelgrund-Komplex. Kinderheilkunde, Heilpädagogik, Psychiatrie und Jugendfürsorge im Nationalsozialismus. In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 24 (2014), 1+2, 194–219.

159 Ebd.

Schwelgen von Erinnerungen gemeinsamen Erlebens. [...] Auch Winkelmayr war dabei; er ist knapp über 60, ein alter, kränklicher, mit sich und der Welt zerfallener Mann.«¹⁶⁰

Sieht man von der Entlassung und kurzzeitigen Verhaftung Tandlers und seinem Weg ins Moskauer Exil nach den Ereignissen im Februar 1934 ab, herrscht im Wiener Fürsorgesystem verblüffende Kontinuität, personell, institutionell und programmatisch. Um dies nun noch mit drei weiteren, eher willkürlich ausgewählten Beispielen zu belegen: August Reuß, Professor für Pädiatrie in Graz und Wien, Leiter der *Reichsanstalt für Mutterschutz und Säuglingsfürsorge* in Wien-Glanzing, fordert im Oktober 1934 die »gefährdeten Kinder rechtzeitig aus dem gefährlichen Milieu herauszunehmen«. »Minderwertiges Leben« sollte schon während der Schwangerschaft entdeckt werden.¹⁶¹ 1935 präsentieren Hildegard Hetzer und Wilfried Zeller ein weiteres Mal die an der KÜSt entwickelten Kleinkindertests für Kinder vom ersten bis zum sechsten Lebensjahr. In der Zeitschrift für Kinderforschung preisen sie diese Tests als kostengünstig, zeitsparend und sicher an. Sie würden den Staat und die Gemeinde davor bewahren, in unterbegabte Kinder zu investieren. Hetzer und Zeller stehen zu dieser Zeit schon in Konkurrenz mit nationalsozialistischen Ärzten, die sich ab 1930 unter dem neuen Vorstand der Universitäts-Kinderklinik in Wien, Franz Hamburger,¹⁶² etablieren. Wohl deshalb formulieren sie die Dringlichkeit der Selektion »sozial-abnormer Kinder« mittels der Kleinkindertests noch schärfer als in den Jahren zuvor. Das rassenhygienische Hauptargument bleibt dasselbe:

»[...] Die Gesamtheit (soll heißen: Staat, Wirtschaft und Gesellschaft) muß von *sozial-abnormalen* Persönlichkeiten möglichst freigehalten werden. [...] Die Öffentlichkeit ist ebenso daran interessiert, dass von vornherein die Frage beantwortet wird, ob die Maßnahmen sich im gegebenen Falle auch lohnen, damit die öffentlichen Mittel nicht für hoffnungsloses Bemühen vertan werden.«¹⁶³

Und noch ein letzter Beleg für Kontinuität. Als 1942 ein »jüdisch« aussehendes Mädchen in einem Wiener Krankenhaus geboren wird, will die Mutter gehört haben, dass sich zwei Stationsschwestern fragen, ob jemand, der derart »nicht-arisch« aussehe, in einem städtischen Krankenhaus entbunden werden dürfe. In der NS-Zeit ist dies nicht der Fall und jüdische Frauen werden abgewiesen. Als das Mädchen nach dem frühen Tod der Mutter und einer Odyssee über mehrere Pflegeplätze mit sechs Jahren 1948 im Kinderheim Am Wilhelminenberg zur heilpädagogischen Beobachtung aufgenommen wird, nimmt

160 August Aichhorn, zitiert nach Thomas Aichhorn, Hg., Anna Freud – August Aichhorn. »Die Psychoanalyse kann nur dort gedeihen, wo Freiheit des Gedankens herrscht«. Briefwechsel 1921–1949, Frankfurt a.M. 2012, 352.

161 August Reuss, Kinderfürsorge im Dienste der Bevölkerungspolitik. In: Neue Freie Presse vom 14.10.1934, 2.

162 Franz Hamburger, Nationalsozialismus und Medizin. In: Wiener Medizinische Wochenschrift 89 (1939), 141–146.

163 Hildegard Hetzer, Wilfried Zeller, Ambulante Beobachtung psychisch auffälliger Kleinkinder. In: Zeitschrift für Kinderforschung 44 (1935), 69–72, hier 71.

es die Heimmutter mit den Worten in Empfang: »Ja was brings ihr denn da? [...] Das wird doch net a vergessener Judenbankert sein? Ausschauen tuat sie danach!«¹⁶⁴

Vierzig Jahre danach bringt ein Symposium des Wiener Jugendamtes Kritik an der Heimerziehung und – zumindest implizit – auch an der Medikalisierung der Familienfürsorge hervor. Der 1986 nach Frankfurt am Main berufene Neuropsychiater Fritz Poustka gibt einen Rückblick auf seine Arbeit als junger Konsiliararzt an der Wiener KÜSt in den Jahren 1971 bis 1986. Es sei eine Zeit »hoher Expertengläubigkeit« und großer Reformpläne gewesen. Die Heimleiterinnen und Heimleiter hätten sich von den Konsiliarärzten eine rasche Begutachtung der Kinder und eine Stärkung durch »wissenschaftliche Autorität« erhofft. »Ärztliche Anweisungen« für die Heimleitungen und die Erzieher*innen seien jedoch gar nicht zustande gekommen.

»Bis heute (1988) ist eine befriedigende [...] Unterteilung auf dem weiten Gebiet der Dissozialitätsdiagnostik nicht gelungen. [...] Ferner gibt es gravierende Auffassungsunterschiede darüber, zu welchem Zeitpunkt und aus welchen Gründen ein Kind (medizinische) Hilfe braucht.«¹⁶⁵

Was der Professor vielleicht nicht so genau weiß oder unerwähnt lässt ist, dass die Familienfürsorge und die Fürsorgeerziehung seit ihren Anfängen unter Tandler auf Psychiatrie, Entwicklungspsychologie und Heilpädagogik setzen und eben dies zu den beschriebenen Fehlentwicklungen führt.

Die ab den späten 1970er Jahren wachsende Einsicht von leitenden Mitarbeiter*innen des zentralen Jugendamtes in das *kollektive Versagen* der beteiligten Wissenschaften und Professionen sollte nicht unterschätzt werden. Eine Gruppe leitender Sozialarbeiter*innen im Jugendamt beginnt einen intensiven Reformdiskurs, der um 2004 vorläufig abgeschlossen ist und zu einer Reihe von Veränderungen führt. Zwar wird 1985 die KÜSt bzw. das ihr angeschlossene Kinderheim in »Julius-Tandler-Familienzentrum« umbenannt und nochmals verstärkt der psychologischen Testung von Kindern gewidmet; doch 1998 wird die KÜSt im Zuge der »Heimreform 2000« aufgelöst.¹⁶⁶ Mit der KÜSt werden auch das Zentralkinderheim (zuletzt »Charlotte Bühler-Heim«) und die heilpädagogische Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik sowie die heilpädagogischen Begutachtungsstellen geschlossen. Die Schließung von Kinderheimen der Stadt folgt in mehreren Schritten. Als erstes schließt das Kinderheim Am Wilhelminenberg mit seiner heilpädagogischen Beobachtungsstation. Mit der »Stadt des Kindes« folgt eine re-

164 Vgl. Reinhard Sieder, Andrea Smioski, *Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien (1950er bis 1980er Jahre)*, Innsbruck u.a. 2012, 171f.

165 Fritz Poustka, *Heimerziehung und die Utopie der Vergangenheit – ein persönlicher Rückblick*. In: Jugendamt der Stadt Wien, Hg., *Der Wiener Weg in der Heimerziehung*. Vorträge des Symposiums vom 5. Mai 1988, Wien 1988, 18–38, hier 23f.

166 Heim 2000. Projektgruppe. Realisierung und Planung 1.10. 1998; Eveline Eichmann, Wolfgang Seiser, Martina Höglinger, Eva Ramharter, Monika Kolouch, *Heim 2000. Sozialpädagogische Einrichtungen*: Leitung: Mag.a Eveline Brehm, Mag.a Martina Höglinger, Mag.a Gabriele Perko, Wolfgang Herzog, Lukas Feuerstein, Eva Ramharter, Monika Kolouch, Gabriele Katzenschlager, *Reform »Heim 2000«*. Abschlussbericht 1995–2003. MAG ELF – Amt für Jugend und Familie, Rüdengasse 11, 1030 Wien, Wien 2004.

lativ junge Anstalt, auf die zunächst viele Hoffnungen der Reformer gerichtet sind, und die gewiss zu den besseren Heimen zählt. Auch das Heim Hohe Warte schließt. Private und kirchliche Heime bleiben hingegen weiter bestehen und werden vom Jugendamt, das nun *Amt für Jugend und Familie* heißt, weiter mit Wiener Kindern beschickt, wohl aus ökonomischen Gründen. Dennoch leitet die Reform »Heim 2000« eine neue Epoche sozialpädagogischen Arbeitens ein.

2.13 Resümee: Warum dieses Scheitern?

Was führt nach allen Untersuchungen aus heutiger Sicht zum Scheitern des groß angelegten biopolitischen Projekts der Familienfürsorge? Zum einen scheitert es an einer unpassenden und therapeutisch wirkungslosen Form der Medikalisierung. Das Gros der betroffenen Eltern und Kinder hat kein medizinisches Problem, sondern leidet an materiellem Mangel, nicht selten fehlt es Eltern an Wissen und Pflichtbewusstsein. Ich habe gezeigt, dass die Gutachten der medizinischen Heilpädagogik zweifelhaft sind. Der Intelligenzquotient (IQ) und der Entwicklungsgrad (EQ) der Psycholog*innen um Charlotte Bühler nehmen sich wissenschaftlich und hochmodern aus und sind vermutlich exzellente Grundlagenforschung, die international Anerkennung findet. Dies ändert aber nichts an den schweren Mängeln der Familienfürsorge und der Fürsorgeerziehung und hilft keinem Kind. Die medizinischen und psychologischen Leistungen passen nur auf einen kleinen Teil der in Fürsorgeerziehung genommenen Kinder. Es gibt dafür keine zuverlässigen Zahlen, aber Fachleute schätzen, dass höchstens fünf Prozent aller ihren Eltern abgenommenen Kinder ärztliche Hilfe benötigen. Doch auch für sie bestehen in den allermeisten städtischen und kirchlichen Heimen keine Angebote, die ihnen helfen würden. Angstneurosen und »psychische Gleichgewichtsstörungen« (Lazar) werden durch gewalttätige Heimerziehung nur verstärkt.

Zum anderen ist es ein schweres Versagen des Wohlfahrtsamtes, nichts zu unternehmen, um Erzieher*innen und Heimleiter*innen wenigstens in sozialpädagogischen Grundkenntnissen auszubilden, oder auch nur dem verschwiegenen Wissen über Heimgewalt nachzugehen. An Mahnungen von kompetenter Seite fehlt es schon in den 1920er Jahren nicht.¹⁶⁷ Die Theorien der Rassenhygiene bzw. der »sozialistischen Eugenik«, aber auch das weit verbreitete rassistische Fühlen und Denken und die Tradition der schwarzen Pädagogik verhindern jede wirksame Reform bis in die 1970er Jahre.

Der Preis ist hoch. Es bezahlen ihn viele Kinder und Jugendliche, die an Gewalt und Misshandlung leiden, aber auch der Staat und die Stadt, die die Kosten für eine verfehlte und erfolglose Nacherziehung tragen. Von einer *produktiven* Familienfürsorge kann keine Rede sein. Die offiziell verkündeten Zwecke der sozialen Integration und der Kompensation ungleicher Entwicklungs- und Lebenschancen werden von der Familienfürsorge und Fürsorgeerziehung nicht nur in Einzelfällen, sondern systematisch verfehlt. Noch

167 Vgl. Reinhard Sieder, Warum das Wiener Jugendamt seinem Erziehungsberater nicht folgte. In: Thomas Aichorn, Karl Fallend, Hg., August Aichhorn – Vorlesungen. Einführung in die Psychoanalyse für Erziehungsberatung und Soziale Arbeit. Mit einem Essay von Reinhard Sieder, Wien 2015, 201–226.

schwerer wiegt freilich, dass das Leben von Eltern und Kindern gestört und oft nachhaltig zerstört wird. Die großjährig gewordenen Jugendlichen werden aus den Anstalten entlassen, ohne sie auf ein Leben außerhalb der Anstalt vorzubereiten. Viele entlassene Zöglinge sind unfähig, soziale, private und berufliche Bindungen einzugehen und zu halten. Viele bleiben ein Leben lang hilfs- und unterstützungsbedürftig. Nicht wenige begehen Suizid.

